22
5. MAIHEFT 1968

zb
ZEIT IM BILD

„FERTIGMACHEN ZUM AUFTRITT!“

zb blickt hinter die Varieté-Kulissen

0,30 M

Foto: Buschmann

Zeit im Bild

z6 ZEIT IM BILD

REDAKTIONSKOLLEGIUM:
Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

VerlagsdirektorGüntherZumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden

Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 M, monatlich 1,30 M

Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862

Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 09 32 16

FEST DER FREUNDSCHAFT

Zu herzlichen Begegnungen kam es während der Woche der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft überall in unserer Republik zwischen deutschen und sowjetischen Bürgern. Auf der Festveranstaltung im Berliner Friedrichstadt-Palast erklärte Alfred Neumann: „Die allen sichtbaren Ergebnisse unserer Freundschaft und Zusammenarbeit beweisen: Wir in der DDR sind unter dem hellen Banner der deutsch-sowjetischen Freundschaft gut vorangekommen." – Am Tag der Befreiung ehrten die Bürger unseres Staates in feierlichen Kranzniederlegungen die gefallenen Helden der Sowjetarmee.

Soldat Wassili und Schüler Hartmut sind in Schwerin Freunde geworden. Und so war es selbstverständlich, daß sie sich beim großen Freundschaftstreffen mit kleinen Geschenken überraschten. – In der gleichen Stadt halfen Hunderte Soldaten ihren deutschen Freunden bei einem gemeinsamen Arbeitseinsatz Kabelgräben ausheben, die für die moderne Straßenbeleuchtung der Fernverkehrsstraße 106 gebraucht werden.

Die Stadtverordnetenversammlung von Karl-Marx-Stadt bestätigte auf einer außerordentlichen Sitzung den Entwurf des Karl-Marx-Monuments von Leninpreisträger Professor Lew Kerbel für das Zentrum der Stadt. Dem Beschluß war eine ausführliche Diskussion über Ausführung und Standort des Monuments vorausgegangen. Im Bild oben: Professor Lew Kerbel, Professor Lea Grundig und der Karl-Marx-Städter Stadtbaudirektor Jochen Beuchel.

Fotos: Zentralbild

Unser Kommentator Martin Radmann schreibt regelmäßig an dieser Stelle zu aktuellen politischen Fragen

Konzentration

Es ist manchmal gar nicht leicht, einem Bundesbürger zu erklären, wie und warum bei uns die Ausübung der politischen Macht durch die Werktätigen Verfassungswirklichkeit ist. Fragen wir ihn etwa, ob vielleicht sein Betriebsrat jemals von Staat und Regierung aufgefordert wurde, darauf zu drängen, daß die Direktoren gründlich und offen die Lage des Betriebes vor allen Beschäftigten darlegen und mit ihnen beraten, dann stoßen wir ohne Zweifel auf verblüfftes Unverständnis. Und wenn er selbst am Kampf um Mitbestimmung der Gewerkschaften in den größten Konzernen beteiligt ist, weiß er ja genau, daß Staat und Monopole gemeinsam eine Front zur Unterdrückung jeder demokratischen Regung in Werkhallen und Büros bilden.

Für uns wiederum ist es oft schwer, den Gesprächspartner aus der Bundesrepublik zu begreifen. Gewohnt an die gesellschaftliche Kontrolle der Gewerkschaften und vor allem ihr dazu verbrieftes Recht, erscheint es uns wie eine Nachricht aus einer anderen Welt, wenn wir etwa hören: Die westdeutschen Unternehmer haben von dem allgemeinen Konjunkturrückschlag des Jahres 1967 nur profitiert und ihre Gewinne beträchtlich erhöht. Nach ihrem Gejammer, sie müßten wenigstens ihre Betriebe

Bonner „Rationalisatoren" im Bild (und auch sonst) von rechts: Beitz, Strauß, Schiller, Abs.

„im Interesse der Allgemeinheit" erhalten, sprechen sie nun plötzlich beglückt vom „Jahr des Aufräumens", von den „guten Seiten der Rezession". In den Geschäftsberichten – so bei Siemens – heißt es lakonisch: „Die Gesamtleistung konnten wir mit einer spürbar verringerten Belegschaft erbringen." Rechnung eines Jahres: 550 000 Arbeitsplätze „wegrationalisiert", die Arbeiter auf die Straße gesetzt! Die Millionen haben verloren, die Millionäre gewonnen.

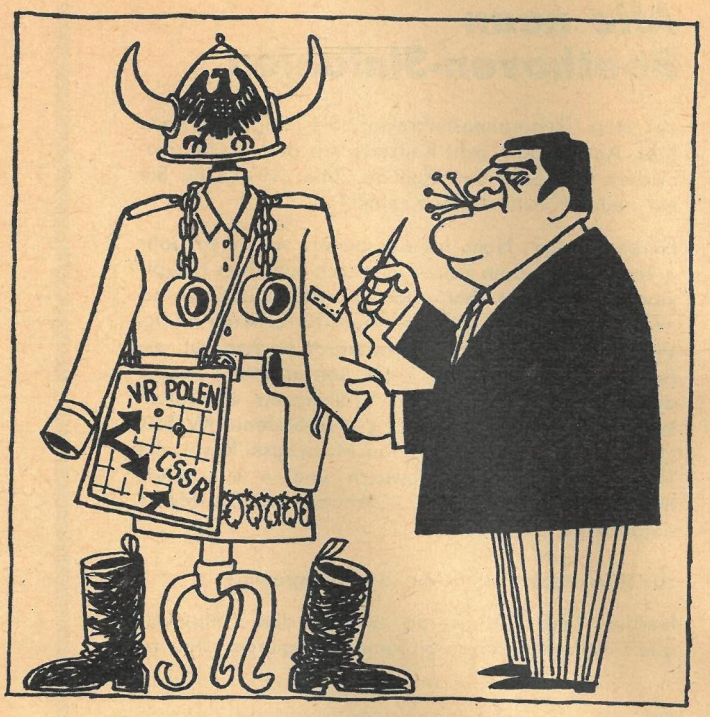
Sie haben den Hals freilich noch lange nicht voll. Aber Strauß, ihr „starker Mann", macht das schon. Und zwar mit seiner „Finanzreform", durch die eine weitere Konzentration des Kapitals, der Zusammenschluß von Unternehmen mit klingender Münze gefördert werden soll. Zu Lasten der kleinen Steuerzahler verzichten Bund und Länder auf erhebliche Steuermittel, die dafür von Rechts wegen fällig wären. „Daß die wirtschaftlich Mächtigen noch mächtiger und die Reichen noch reicher werden, ist der Bundesregierung offenbar wichtiger als die so hoch notwendigen Aufgaben etwa der Sozial-, Gesundheits- oder Bildungspolitik", schreibt die Zeitung der IG Metall und erklärt, „daß der Gesetzentwurf neue Machtzusammenballungen ermöglicht, die sich jeder demokratischen Kontrolle entziehen".

Darum gerade geht es Strauß und den Monopolen im Sinne ihres im „Entwurf für Europa" entwickelten Globalprogramms. Konzentration, Zentralisierung der Produktion und des Kapitals in der engen Verflechtung mit der Staatsgewalt, von den gleichen Leuten also verstärkt, die uns und allen sozialistischen Ländern die Dezentralisierung einreden möchten, um die revolutionäre Bewegung zu schwächen. Was wir aus den Erfahrungen der Sowjetunion gelernt und schöpferisch zur Lösung der eigenen komplizierten Aufgaben angewendet haben, begreifen natürlich auch die Herren Imperialisten längst genau: Im Sozialismus ist zentrale Planung eng mit der Initiative des Volkes verbunden. Sie erwächst immer mehr mit der Eigenverantwortung der sozialistischen Warenproduzenten zu einem einheitlichen System der Ausübung der Macht durch die Werktätigen.

Und das ist der Weg, stärker und reicher zu werden, der Weg für die Millionen, deren Interessen die zentrale staatliche Planung wahrt, weil sie in einer echten Menschengemeinschaft ihre Kräfte vereint. Ein Grundsatz der sozialistischen Umgestaltung von allgemeiner Gültigkeit seit 1917. Die Todfeinde des Sozialismus haben seine Bedeutung wohl begriffen.

Otto Radmann

Parschaus Politik im Quadrat



Entwurf für Europa

„Al Matschalla" mit Flügeln

In 14 Sprachen werden auf vier Kontinenten unseres Erdballs die periodisch erscheinenden Publikationen des Verlages Zeit im Bild gelesen. Die Illustrierte „Al Matschal!a" berichtet seit zehn Jahren den Lesern in den arabischen Ländern aus unserer Republik. Nun startete zum ersten Mal eine Sondermaschine der Interflug nach Kairo, um die „Al Matschalla" schneller als bisher ihren Lesern zuzustellen. Günter Zumpe, Direktor unseres Verlagshauses, ließ es sich nicht nehmen, den ersten Frachter selbst zu verabschieden.

Fotos: Thienel

Stadt der Jugend: Neu-Belgrad

100 000 Einwohner schon zählt Novi Beograd, der modernste Stadtteil der jugoslawischen Metropole. 1948 wurde der erste Spatenstich getan. Die großzügig angelegten Wohn- und Geschäftsviertel wurden von Jugendbrigaden des ganzen Landes auf dem sumpfigen Ge!ände der Save- und Donauufer errichtet. Inzwischen ist Novi Beograd schon wieder etwas „veraltet". In diesem Jahr beginnt eine nochmalige Modernisierung und Erweiterung der Stadt. Die Eisenbahnlinie wird ver!egt, eine breite Autotrasse nimmt den Hauptverkehr auf, der „Park der Freundschaft" entsteht, die Ufer der Save und der Donau bekommen eine steinerne Zwangsjacke, neue Wohnhochhäuser, Kulturstätten ... Ausführende ist wieder: die jugoslawische Jugend.

Milenko Babić

Alle neun Beethoven-Sinfonien

zb: Herr Generalmusikdirektor, Sie dirigieren Ende Mai, Anfang Juni acht Konzerte mit dem Philharmonischen Orchester Santiago de Chile. Ist das für Sie ein neuer künstlerischer Kontakt?

Herbert Kegel: Nein, ich war bereits vor einem Jahr – fast zur gleichen Zeit – in der chilenischen Hauptstadt. Das waren sehr schöne Konzerte, und die erneute Einladung spricht wohl auch für unseren Erfolg. Wie ich nachträglich, und natürlich hocherfreut, erfuhr, wurde mir für die beste konzertante Leistung der Saison der chilenische Kritikerpreis zuerkannt. Wie haben damals Mozarts g-Moll-Sinfonie KV 550, „Bilder einer Ausstellung" von Mussorgski/Ravel, die 1. Sinfonie von Schostakowitsch und – mit einem deutsch-chilenischen Chor – Schuberts G-Dur-Messe aufgeführt.

zb: Was steht diesmal auf dem Programm?

Herbert Kegel: Ich werde zweimal den Zyklus mit allen neun Beethoven-Sinfonien dirigieren. Das ist

ein ungewöhnliches, für mich neues und gewiß auch strapaziöses Unternehmen, das jedoch dem ausdrücklichen Programmwunsch der Veranstalter entspricht.

zb: Mit welchen Erwartungen fahren Sie nach Santiago de Chile?

Herbert Kegel: Ich freue mich sehr auf die erneute Zusammenarbeit, denn ich habe das Orchester der chilenischen Hauptstadt als außerordentlich arbeitsfreudiges Kollektiv in Erinnerung. Zudem: In Santiago de Chile ist noch immer etwas von dem Geist zu spüren, der von dem Wirken der großen Dirigenten Fritz Busch und Erich Kleiber ausging, als sie sich während ihrer Emigration aus Hitlerdeutschland in Südamerika aufhielten. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, daß ich als künstlerischer Sendbote unserer Republik zur Fortsetzung dieser guten Tradition beitragen kann.

Foto: Heim

Im Ausland zu Gast

Theo Adam singt Ende des Monats bei zwei Gastspielen an der Wiener Staatsoper die Partie des Wotan in der „Walküre" und den Wanderer in „Siegfried" von Richard Wagner.

Annerose Schmidt gibt in den dänischen Städten Arhus und Holstebro Beethovens 4. Klavierkonzert und Bartoks Klavierkonzert Nr. 2.

Zu Gast in der Republik

Die polnische Sopranistin Bogna Sokorska tritt mit dem Staatlichen Sinfonieorchester Halle in mehreren Konzerten auf.

Der englische Dirigent Norman del Mar dirigiert in Dresden drei Konzerte mit der Dresdner Philharmonie.

Der westdeutsche Pianist Hans Richter-Haaser konzertiert mit der Staatskapelle Dresden und gibt Klavierabende in Leipzig und Halle.

Altes Brauchtum in Mexiko

Einst gab es im heutigen Mexiko indianische Tempel und Paläste in unvorstellbarer Pracht und Vielzahl. Sie wurden von den spanischen Eroberern erbarmungslos zerstört. Kein Stein blieb auf dem anderen. Auf den Trümmern dieser Kultstätten bauten die Spanier als Zeichen des Sieges prachtvolle Kirchen. Jahrhunderte dauerte es, bis man die Indianer bekehrt hatte, oder besser, bis man sie bekehrt glaubte. Das alte indianische Brauchtum hat sich bis in unsere Tage erhalten. So findet man heute eine oft kuriose Verflechtung des katholischen Glaubens mit heidnischem Brauchtum. Vor der Kathedrale tanzen jetzt – zwar nicht mehr aus rituellen Motiven, mehr als Touristenschau – für einige Centavos Indianer überlieferte Tänze. In den letzten Jahren haben die Mexikaner viel getan, um alte Traditionen zu erhalten, um die Volkskunst zu pflegen. So besitzt die Hauptstadt heute im Theater Belisartis ein beispielhaftes Folkloreballett, das mit seinem Repertoire einen ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung des Tanzes von der vorkolumbianischen Zeit bis in die Gegenwart gibt.

Text und Foto: Teuscher-Reymann

Bei mir beißen nur große Fische an

Hätten wir dieses Bild nicht, alle Welt würde es für ausgeschriebenes Anglerlatein halten: Dieser 14 Kilo schwere und 90 Zentimeter lange Spiegelkarpfen wurde von Ewald Foth in Leipzig geangelt. Eine halbe Stunde hatte der Bautechniker und aktive Funktionär im Deutschen Angelsportverband gebraucht, ehe er diesen Burschen mit dem Köcher glücklich an Land gebracht hatte. Und es spricht wohl für die sprichwörtliche Geduld und Beharrlichkeit der Angler, wenn Ewald Foth, nachdem er bereits Stunden vorher einen 12-Kilo-Karpfen angelandet hatte, erneut seinen Haken in das Hafenbecken in Leipzig-Lindenau tauchte und dafür belohnt wurde. Nur der Kommentar des erfolgreichen Petri-Jüngers stimmt doch etwas nachdenklich: „Meine Familie ißt keinen Fisch!"

Foto: Heinze

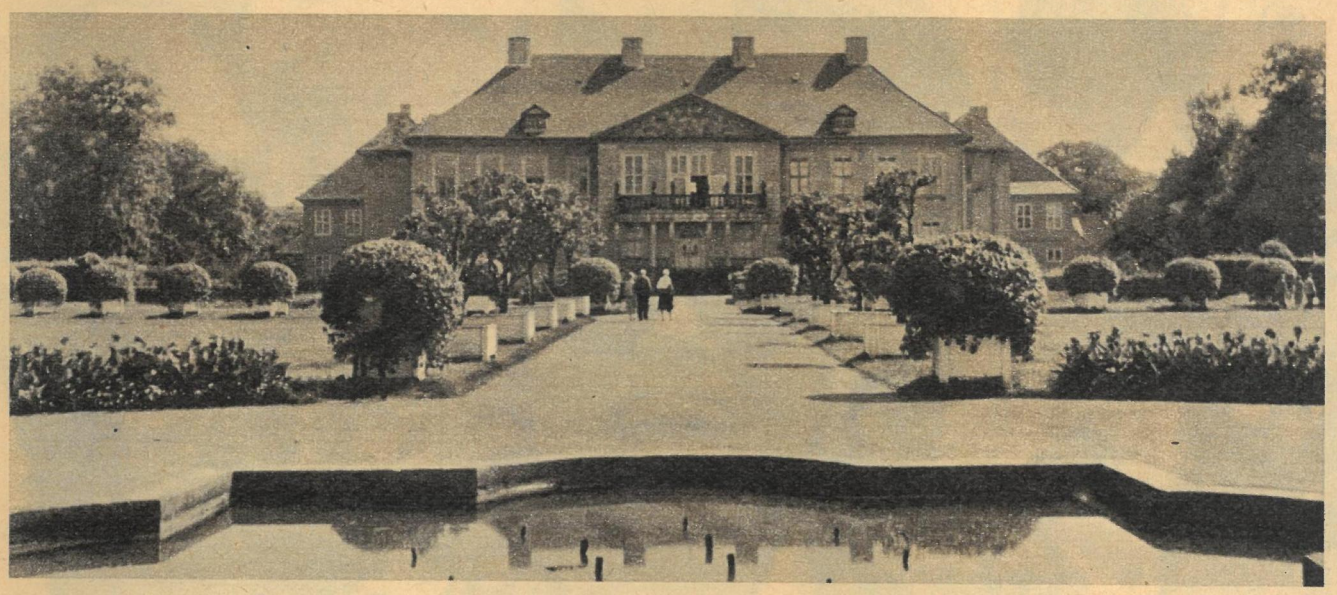
Zeit im Bild

Oranienbaum – wiederentdecktes Kleinod

Das Meisterwerk des niederländischen Architekten Cornelius Ryckwaert, Schloß Oranienbaum, stellt sich in diesem Sommer mit sauber renovierten, in freundlichem Grau und Ocker gestrichenen Fassaden vor. Oranienbaum selbst, einige dreißig Kilometer nördlich von Leipzig gelegen, wurde um 1700 nach Plänen Ryckwaerts erbaut. Stadt, Schloß sowie der auf dem Marktplatz stehende Orangenbaum mit den vergoldeten Früchten verdanken ihren Namen der holländischen Familie von Oranien, die mit dem Dessauer Fürstenhaus verbunden war.

Verblüffend ist die Schlichtheit der Anlage. Die Eckpavillons des Schlosses sind im Fachwerkbau, der bei deutschen Schlössern selten angewendet wurde, errichtet. Mit sparsamen Mitteln hat Ryckwaert eine vornehme Sommerresidenz geschaffen. Ein Besuch dieser etwas abseits gelegenen Kostbarkeit eröffnet uns einen Abschnitt humanistischer niederländisch-deutscher Kulturtradition.

Fotos: Lange



Neue Hiroshima-Opfer

Weitere 62 Japaner sind – zweiundzwanzig Jahre nach dem Atombombenabwurf auf Hiroshima! – an Strahlenkrankheiten gestorben. Damit hat sich die Zahl der Opfer auf 62 423 erhöht. Die Namen der Toten werden in 18 Mappen im Friedenspark von Hiroshima aufbewahrt. Mehr als 6000 Menschen leben noch unter der ständigen Gefahr des „schleichenden Todes". Trotz ständiger ärztlicher Kontrolle durch die Atomie Bomb Casualty Commission treten immer wieder durch radioaktive Strahlung verursachte Krankheiten auf.

Die japanische Bevölkerung, selbst Leidtragende der barbarischen Kriegführung, protestiert auf Gedenkveranstaltungen immer energischer gegen das militärische Engagement der USA in Japan. Gegenwärtig unterhalten die USA 143 Stützpunkte auf japanischen Inseln, die zum Teil schon im Korea-Krieg und jetzt bei der Vietnam-Aggression als Flotten- und Luftwaffenstützpunkte dienten. Die Regierung des Ministerpräsidenten Sato ist bemüht, Japan zum Handlanger der USA in Südostasien zu machen. Demonstrationen gegen diese Politik, die das Vermächtnis von Hiroshima schändlich verrät, werden rücksichtslos niedergeknüppelt.

Foto: Zentralbild

Funkturm im Bau

Wer hoch hinaus will, braucht ein gutes Fundament. Und der Richtfunkturm in Rostock wird immerhin 174 Meter über den Meeresspiegel hinausragen. Der Bau, für den gegenwärtig das Fundament gegossen wird, ist ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Ostseestudio Rostock und der Zentrale des Fernsehfunks in Berlin. Der Richtfunkturm wird außerdem den Programmaustausch zwischen der Intervision und der Nordvision übernehmen und für das Trägerfrequenz-Fernsprechen der Strecke Rostock–Berlin eingerichtet. Selbstverständlich gibt es auch eine Aussichtsplattform. Aus 102 Meter Höhe darf man ins Land schauen. Sobald das Fundament fertig ist, werden die Erbauer des Berliner Fernsehturmes auch diesen kleinen Bruder mit seinen neun Metern Durchmesser in die Höhe ziehen.

Text und Fotos: Reinke

UND NÄCHSTE WOCHE:

Damals begann, wie Kurt Hübner in seiner sparsamen Art erzählt, für ihn die Beschäftigung mit der Kultur. Er wurde zum Kulturfunktionär gewählt, „weil", wie er sagte, „einer gebraucht wurde und kein Besserer da war". Nach seiner Darstellung kein leichtes Brot: „Das Gackern der Hühner war den Leuten hier die schönste Musik!" Er, der weder singen noch tanzen konnte, auch kein Instrument spielte, brachte einen Chor auf die Beine, hob eine Kapelle aus der Taufe und gründete eine Tanzgruppe. Einfach aus der Notwendigkeit heraus, die Menschen aus der Zurückgezogenheit zu locken, Gemeinschaftsgefühl in ihnen zu wecken. Mehr über den Arbeiter Kurt Hübner und seine Brigade aus dem Dresdner Transformatoren- und Röntgenwerk lesen Sie in unserem Beitrag:

„Befund gut!"

Kapitalismus in Not
Faschismus droht

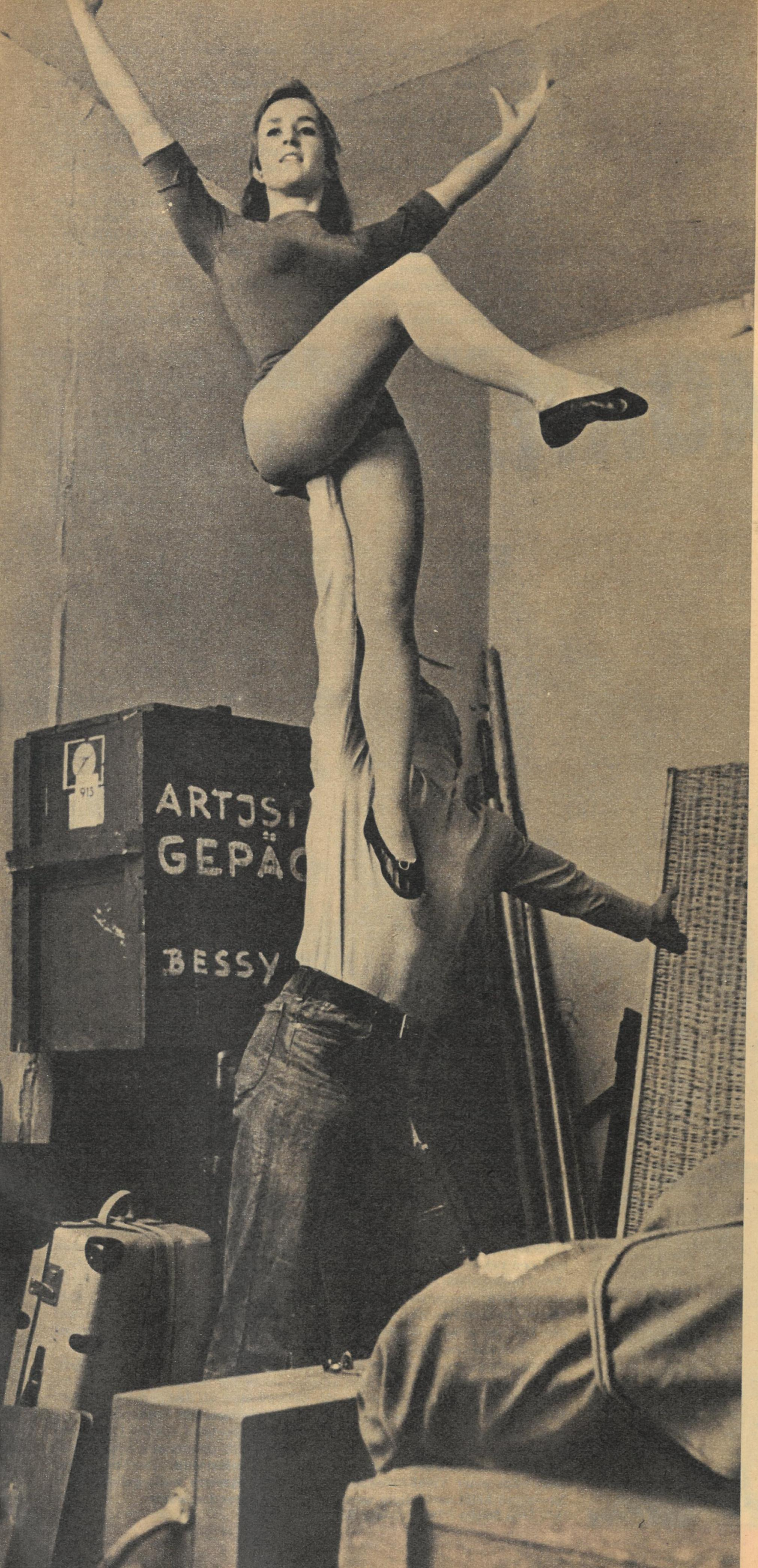
NICHT GRUNDGESETZ...
SONDERN POLITIK ÄNDERN!

Marsch auf Bonn

„Wer jetzt nicht aufpaßt, darf sich nicht wundern, wenn er morgen in einer Diktatur lebt!
Wer jetzt aufpaßt, ist gegen Notstandsgesetze und macht mit am Sternmarsch auf Bonn! Jetzt hilft nämlich nur noch massiver Protest!"
Flugzettel, Plakate, Klebezettel, Diskussionen an den Arbeitsplätzen, Agitationsgruppen auf den Straßen riefen zum Sternmarsch nach Bonn. Auf schnell zusammengestellten Podien sprachen Jungarbeiter, Gewerkschafter, Schriftsteller, Studenten zu den Umstehenden: „Kommt, demonstriert eure politische Mündigkeit!"
In Bonn wurde inzwischen die Stimmung durch Bundesinnenminister Benda angeheizt. „Die Sternmarschierer, die ‚Radaubrüder' kommen. Nehmt die Kinder von der Straße, sorgt für die alten Leute!" Stacheldaht schützte das Regierungsviertel, Polizeikräfte wurden konzentriert, der Bundesgrenzschutz in Alarmbereitschaft versetzt.
Der Ruf zur politischen Willensdemonstration verhallte nicht. Aus allen Himmelsrichtungen strömten 80 000 Menschen zusammen, und in drei Marschsäulen bewegen sie sich zur großen Kundgebung vor der Bonner Universität

im Hofgarten. Die Bonner Bürger, zunächst hinter den Fensterscheiben schauend, kommen auf die Straße und schließen sich dem Zuge an, an dessen Spitze Verfolgte des Naziregimes in KZ-Kleidung eindrucksvoll vor einem neuen Terror nach Verabschiedung der Notstandsgesetze warnen.
Studenten, Professoren, Arbeiter, Pfarrer, Angestellte, Frauen und Mädchen vereinen sich in einer geschlossenen Protestdemonstration. Sprechchöre rufen: „Von Freiheit bleibt hier keine Spur, kommt die Notstandsdiktatur!" – „Bundesbürger denkt daran, mit Notstandsgesetzen fing es schon einmal an!" Rote Fahnen beherrschen das Bild. Unübersehbar der Wald der Forderungen auf den Transparenten: Wiederzulassung der KPD! Kampf dem Neonazismus! Bonn darf kein zweites Athen werden!
Diskussionen entbrennen auch hier, leidenschaftlich wird für die Sache gefochten, werden Argumente ins Feld geführt, damit der schlecht Informierte erfährt, wie schamlos die Täuschung der Öffentlichkeit ist, den imperialistischen Anschlag auf das Grundgesetz zu verschleiern. Professor Dr. Ridders eindringliche Schlußworte: „Wir fordern sie auf, mit uns zusammen aus der Geschichte zu lernen, daß dieses Land, wenn es nicht endlich Demokratie wird, immer von neuem sich und die Mitwelt in den Abgrund reißen wird." Der Kampf wird auch nach einer Verabschiedung der Notstandsgesetze weitergehen, denn Schweigen heißt mitschuldig werden; das ist verstanden worden.

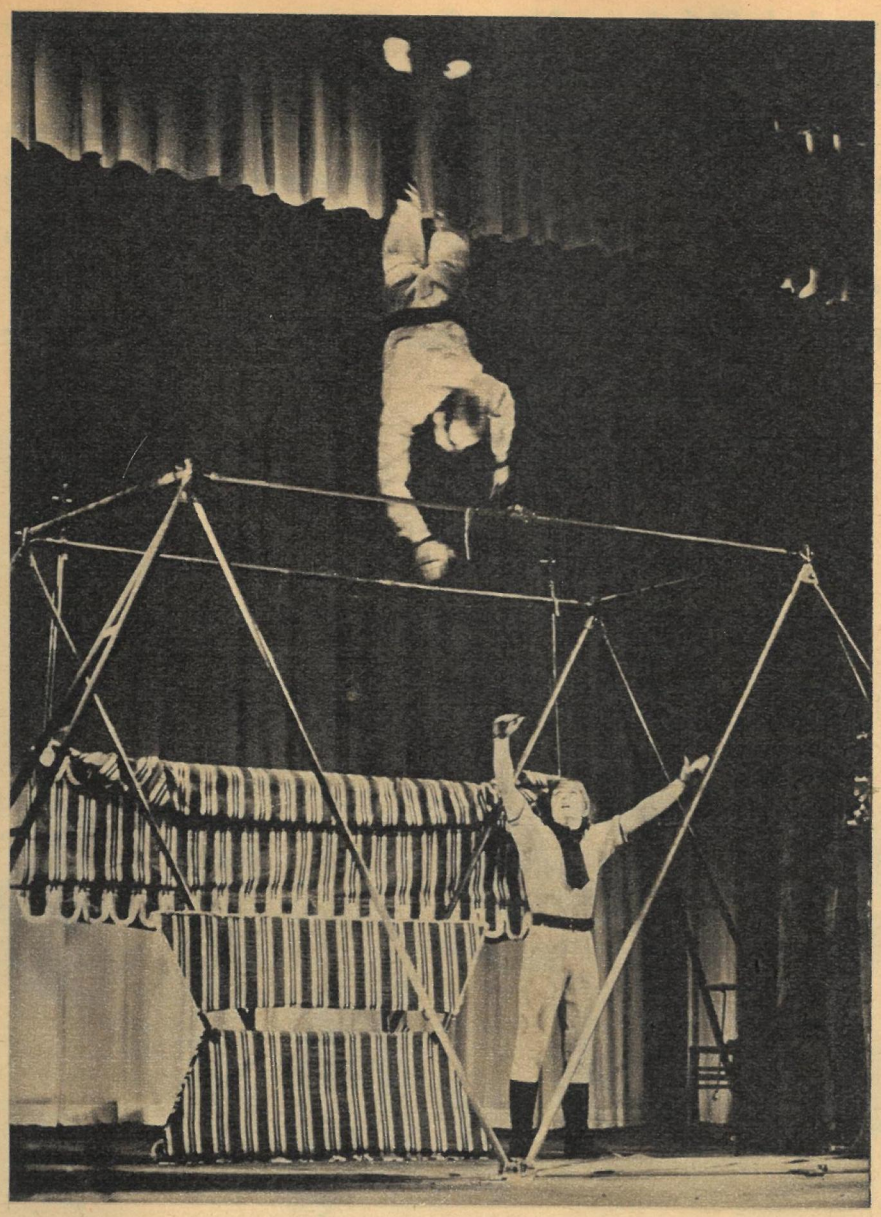
Text: Lena Smolny / Fotos: Günter Blutke



Vom harten Brot der leichten Muse

Artisten – beifallumrauscht stehen sie im Scheinwerferlicht auf der Bühne, in der Manege, vielbewundert, vielbeneidet, immer noch ein wenig geheimnisumwittert.

Doch es ist nicht alles Gold, was im Scheinwerferlicht glänzt. Daß zum Artistenberuf harte Arbeit, eisernes Training gehören, hat sich ja wohl allmählich herumgesprochen. Aber viele Schwierigkeiten, die nicht nur die einzelne Darbietung, sondern der Beruf überhaupt hat, kennt kaum einer von denen, die da im Parkett sitzen, sonst aber in einem gesicherten Arbeitsverhältnis stehen und für die alle unsere sozialen Vorteile selbstverständlich sind. Das geht so weit, daß – aber lassen wir uns das von Bessy und Briggs, sie bieten eine der sehr seltenen Doppelrecknummern, erzählen: „Bessy war während einer Vorstellung abgestürzt, Diagnose: Schwere Gehirnerschütterung. Und am nächsten Tag sollten wir in drei Veranstaltungen auftreten ... Wir sind aufgetreten! Auch Bessy! Mit vollem Programm." Berufsehre? Sicher, auch das. Aber ein paar Wochen ins Bett legen bedeutet nicht nur Verdienstausfall; aus der Pflichtversicherung gibt es zwar ärztliche Behandlung und Medikamente, aber kein Krankengeld. Noch ein fast groteskes Beispiel: „Ich bin im vorigen Jahr abgestürzt und hatte mir beide Daumen gebrochen", erzählt Briggs weiter. „Da mußten wir natürlich pausieren und hatten endlich Zeit – zum Heiraten. Vorher klappte das nie; so auf die Schnelle zwischen Probe und Vorstellung wollten wir nicht, und Urlaub ...?" Was uns allen selbstverständlich ist, der garantierte, bezahlte Jahresurlaub, den gibt es im Schaugeschäft nicht.



Artistische Leistungen – im Abstellraum geboren? „Viele Kollegen trainieren wann und wo gerade Platz ist (Foto linke Seite). Aber mit unserem großen Gerät brauchen wir mehr Platz." Allen Schwierigkeiten zum Trotz: Nach zwei Jahren Training stand die Nummer „Bessy und Briggs, Kapriolen am Doppelreck".

Fotos: E. Buschmann
Text: H. Becker

Rolf Ortmann stellt vor: das Erste Staatliche Ensemble für Unterhaltungskunst (Foto unten). Die vielgeliebte, vielgeschmähte, vielumworbene leichte Muse betrat entschlossen einen zukunftsreichen Weg.

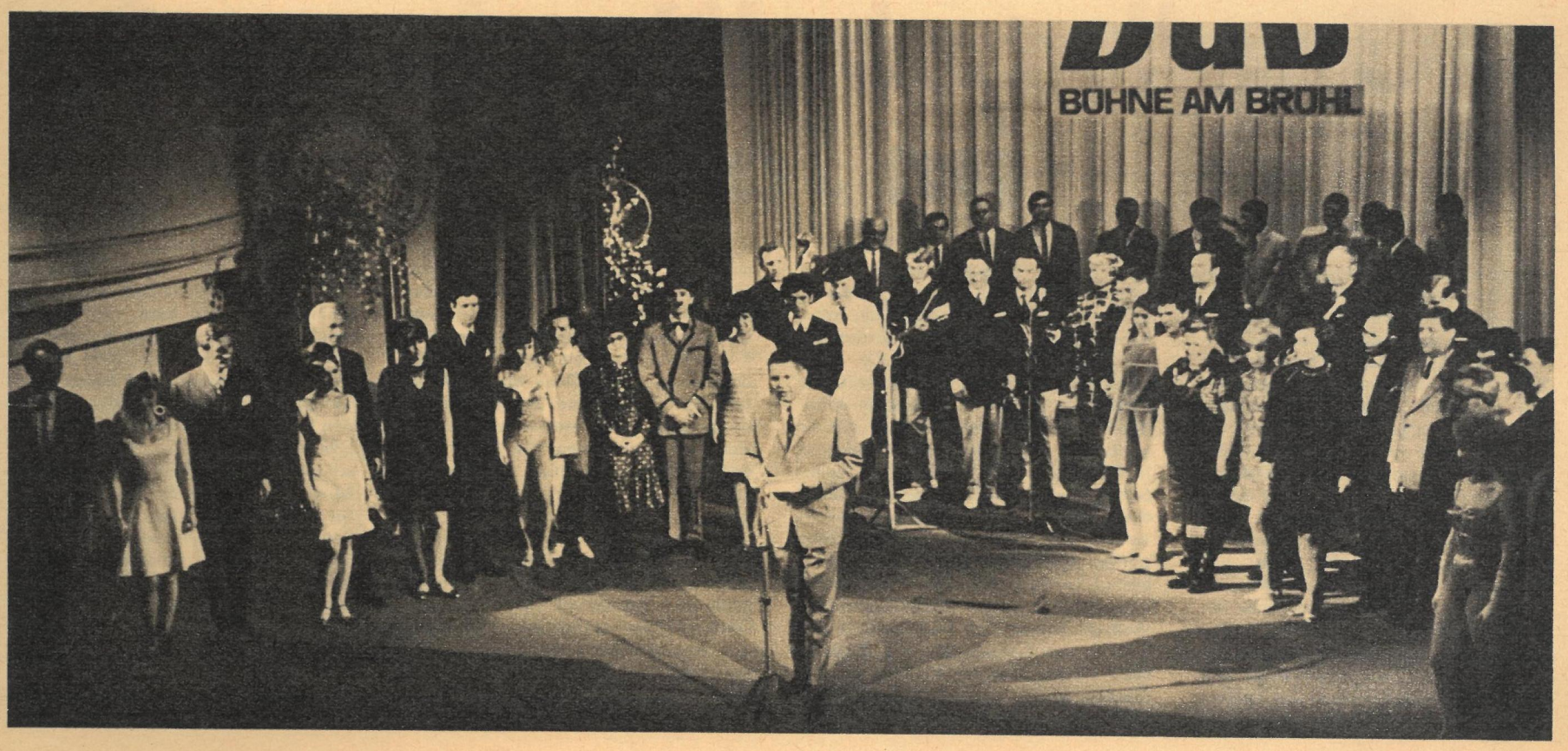
Es ist tatsächlich so, daß bei uns noch eine ganze Berufsgruppe unter den Bedingungen der „kleinen Warenproduktion" schafft. Nicht nur Artisten, auch Schlagersänger, Tanzmusiker, Conférenciers, Spielmeister und alle, die im kleinsten Kabarett und auf der größten Massenveranstaltung uns unterhalten, belustigen, belehren – sie studieren etwas ein, bieten das Produkt (immerhin eine künstlerische Darbietung) den VEB Konzert- und Gastspieldirektionen oder anderen Institutionen an, werden für „Tagesgeschäfte" oder auch einen längeren Zeitraum „eingekauft", in ein Programm „eingebaut" und gehen dann wieder ihrer Wege. Natürlich werden bestimmte Qualifikationsnachweise verlangt, gibt es Berufsausweise und Auftrittserlaubnis. Natürlich bemühen sich die Konzert- und Gastspieldirektionen, die Gewerkschaft Kunst und das Ministerium für Kultur, auf die Darbietungen auch künstlerisch-ideologischen Einfluß zu nehmen. Aber solange die Künstler als Einzelproduzenten ihre „Ware" der jeweiligen „Marktlage" anpassen können und anpassen müssen, um sie zu verkaufen, solange ist das grundsätzliche Problem ungelöst.

Welches Problem? Rolf Ortmann formulierte es so: „Die Sache mit der Unterhaltungskunst wurde zu dem Zeitpunkt kritisch, als die Leute im Saal ein höheres gesellschaftliches Bewußtsein hatten als die Leute auf der Bühne!" Bitte richtig verstehen; wir wollen keinesfalls alle in einen Topf werfen. Aber noch werden die Leute im Saal, die Tausende auf den Freilichtbühnen, die Millionen vor den Fernsehapparaten angesprochen von Unterhaltungskünstlern („Humoristen" mit bekannten Namen sind dabei), deren Terminkalender so voll ist (weil auf dem „freien Markt" gerade „Konjunktur" herrscht), daß sie „keine Zeit" haben, auch nur die Zeitung zu lesen. So müssen wir immer noch „Witze" von niedrigstem Niveau über uns ergehen lassen zu einer Zeit, in der immer mehr, immer stärker und immer berechtigter der Ruf nach sozialistischer Unterhaltungskunst ertönt.

Sicher gibt es verschiedene Wege, die aus diesem Dilemma herausführen, dies und das wurde auch schon versucht. Am aussichtsreichsten aber erscheint der Weg, den die Leipziger Konzert- und Gastspieldirektion (mit dankenswerter Unterstützung des Ministeriums für Kultur und des Rates des Bezirkes) jetzt eingeschlagen hat. Er heißt „Erstes Staatliches Ensemble für Unterhaltungskunst". 70 Vertreter der heiteren Muse sind dort durch langfristige Verträge in festem Engagement – bekannte Namen darunter, wie die Conférenciers Rolf Ortmann und Horst Feuerstein, Spielmeister Fred Gigo, die Schlagersänger Monika Hauff und Günter Hapke, das Harry-Seeger-Trio und das Alo-Koll-Sextett, und eine ganze Reihe guter Artisten, wie die Doppelrecknummer Bessy und Briggs und die Akrobaten Frank und Udo. Sie haben sich zur Zeit auf fünf thematisch unterschiedliche Programme aufgeteilt; demnächst kommt ein sechstes mit Chris Doerk und Frank Schöbel hinzu, ein siebentes wird vorbereitet.

Festes Engagement (vergleichbar mit dem der Schauspieler an einem Theater) ist für Unterhaltungskünstler etwas völlig Neues. Aus der überlebten Rolle des Einzelunternehmers wird der Künstler zum Mitglied eines sozialistischen Kollektivs, wird Mitgestalter ganzer Programme, mitverantwortlich nicht nur für das „Was", auch für das „Wie". Festes Engagement bedeutet, daß der Künstler nicht mehr völlig allein seine Darbietung erarbeiten muß. Das Ensemble hat neben dem künstlerischen Leiter einen Dramaturgen, einen musikalischen Leiter, einen Regisseur, eine Choreographin, einen Gesangspädagogen und einen Produktionsleiter (= wissenschaftliche Leitungstätigkeit in der heiteren Muse!). Damit ist auch der Weg frei zu einer ganz bewußten, zielstrebigen Qualifizierung. Nicht alle Sparten der Unterhaltungskunst sind ja zu einem so kontinuierlichen Training genötigt wie die Artisten. Aber mit Tageserfolgen, beispielsweise durch Interpretation von zwei oder drei geglückten Schlagern, ist uns nicht mehr gedient. Das Ensemble jedoch hat die Möglichkeit, seine Mitglieder zu Lehrgängen oder entsprechenden Schulen zu delegieren, damit aus einem Erfolg eine dauerhafte Leistung wird (wir berichten demnächst darüber).

Und schließlich verändert die Zugehörigkeit zum Ensemble den ganzen sozialen Status des Künstlers: Grundrechte der Werktätigen wie bezahlter Urlaub und Krankengeld sind jetzt auch für ihn kein Traum mehr. Das Ensemble bezahlt ihm beispielsweise auch Kostüme und die bei Artisten manchmal sehr teuren Geräte. Er braucht nicht mehr dem Broterwerb zuliebe Konzessionen an überlebte Darstellungsformen zu machen, er kann sich voll und ganz einer modernen, unserem Lebensgefühl entsprechenden Kunst widmen.



In unserer Republik gibt es 2,5 Millionen Kinder im schulpflichtigen Alter. Rund zwanzig Prozent von ihnen treiben regelmäßig Sport in den Sektionen des DTSB. An neunzig Prozent der polytechnischen Oberschulen bestehen Schulsportgemeinschaften. Alle sportbegeisterten Kinder und Jugendlichen wollen in möglichst vielen Wettkämpfen ihre Kräfte miteinander messen. Doch viele erreichen schon die Qualifikation zur Kreisspartakiade nicht. Noch weniger schaffen den Sprung zur Bezirksspartakiade. Nur die Besten, 13000 Kinder und Jugendliche aus der ganzen Republik, werden im Juli in Berlin an der II. Zentralen Kinder- und Jugendspartakiade teilnehmen. Was wird aus den anderen? zb stellte die Frage:

Genügt ein Wettkampf im Jahr?

Vor einem Dutzend Jahren erfreute sich die Gemeinde Cunewalde eines guten Rufes in Radsportkreisen, kam doch aus diesem Ort der Oberlausitz der Vizeweltmeister im Kunstradfahren, Werner Vogt. In der folgenden Zeit wies hier das sportliche Leben jedoch ebenso viele oder wenige Höhepunkte auf wie in den meisten anderen Orten gleicher Größe in unserer Republik. Erst seit 1966 weht über den Cunewalder Sportstätten wieder ein frischer Wind.

Von den 5200 Einwohnern der Gemeinde sind rund 1000 Kinder und Jugendliche. Während in der Vergangenheit für die meisten von ihnen die Verbindung zum Sport nur in den jährlich achtzig obligatorischen Schulsportstunden bestand, von denen in schlechten Jahren durch Krankheit von Lehrern oder Schülern noch eine erkleckliche Zahl ausfiel, trainieren heute bereits vierzig Prozent aller Kinder regelmäßig einmal wöchentlich in einer der zehn Sektionen der BSG Motor. Und das soll nur ein Anfang sein, denn die BSG-Leitung hat sich das Ziel gestellt, bis 1970 alle Kinder im außerschulischen Sport zu beschäftigen. Reserven gibt es genügend. Vor zwei Jahren bestand in Cunewalde zum Beispiel noch keine Sektion Leichtathletik, obwohl es unter den Kindern eine ganze Anzahl Talente für diese Sportart gab. Jetzt treffen sich jede Woche die dreißig besten Leichtathleten der Heineschule unter Anleitung von Diplomsportlehrer Wolfram Salomo zum Training. Und der Ort hat drei Schulen. Bei den Schwimmern ist die Zahl der Kinder mit über hundert bereits so hoch, daß Sektionsleiter Jürgen Prischmann viele Eltern mit ihren Sprößlingen bis auf weiteres wieder nach Hause schicken mußte. Bis auf weiteres nur deswegen, weil der Bau eines Lehrschwimmbeckens im Kindergarten zur Zeit noch in den Kinderschuhen steckt. Denn das Nadelöhr für die Kinder- und Jugendsportentwicklung ist in Cunewalde, wie auch in vielen anderen Orten, die bei weitem noch nicht ausreichende Sportstättenkapazität. Darüber wird noch an einer anderen Stelle zu reden sein.

Immer mehr Eltern bringen ihre Kinder zu den Trainingsstunden, weil sie erkannt haben, daß die sportliche Betätigung der Gesundheit nützt und gute Charaktereigenschaften anerzieht. Allein das regelmäßige Training reicht nicht aus, um das Interesse aller Kinder für den Sport zu wecken. Dazu gehören in erster Linie Wettkämpfe und noch einmal Wettkämpfe. Für ballspielende Mannschaften ist das kein großes Problem; die Schüler- und Jugendmannschaften nehmen an den Rundenspielen teil, ihnen ist das Erfolgserlebnis stets neuer Ansporn für bessere Leistungen. Anders sieht es dagegen bei den jungen Leichtathleten, Turnern oder Schwimmern aus. Für die Masse erschöpft sich die Teilnahme an Wettkämpfen bereits in den Vorausscheiden zur Spartakiade. Schon an der Kreisspartakiade kann nur noch ein Teil der Kinder teilnehmen. Verschwindend klein ist die Zahl derjenigen, die zum Beispiel die BSG Motor Cunewalde im Bezirk oder sogar bei der Zentralen Spartakiade in Berlin vertreten werden. Ähnliche Relationen gibt es bei den Meisterschaften der einzelnen Fachverbände. Wolfram Salomo, Vorsitzender

Fotos: Berndt / Text: Patermann

Joachim Stoll, BSG-Vorsitzender in Cunewalde: „Die Kinder sind die sicherste Garantie für die weitere sportliche Entwicklung in unserem Ort. Deshalb suchen wir ständig nach neuen Möglichkeiten, um sie alle für den Sport zu begeistern."

Wolfram Salomo (unten), Diplomsportlehrer und Vorsitzender des Ortsspartakiadekomitees: „Wichtig sind vor allem Wettkämpfe für die Kinder der Unterstufe. Auch hier sollte man schon höhere Anforderungen stellen."

des Ortsspartakiadekomitees in Cunewalde, nannte hier wieder das Beispiel der Leichtathleten. Die besten von ihnen haben im Höchstfall acht bis zehn Wettkämpfe in der Saison, den ersten im März, den letzten etwa im Oktober. Ähnlich ist es bei den Schwimmern und Turnern. Dazu kommen zwar noch Schulmeisterschaften und Vergleiche zwischen den einzelnen Schulen, alles in allem aber ist das Wettkampfsystem noch nicht vielfältig genug. Im Kreis Löbau versucht man in diesem Jahr erstmalig, durch Spartakiaden in den einzelnen Orten noch mehr Kindern eine zusätzliche Möglichkeit zum Wettkampf zu geben.

Das Bedürfnis nach regelmäßiger sportlicher Betätigung wird bei Kindern vor allem im vierten bis neunten Lebensjahr geweckt. Auch diese Erkenntnis hat man sich in Cunewalde zu eigen gemacht. Im Kindergarten werden wöchentlich fünfzig Vorschulkinder in die Grundbegriffe von Sport und Spiel eingeweiht. Schon ab der ersten Klasse können die Kleinsten dann Mitglied der BSG werden.

Sportwissenschaftliche Erkenntnisse weisen aus, daß sich gerade beim Kind nur dann mit dem regelmäßigen Üben eine sportliche Weiterentwicklung verbindet, wenn während einer intensiven Trainingsarbeit eine Reizschwelle mehrere Male überboten wird, wenn sich also das Kind während eines Trainings mehrmals voll ausgibt. Darüber und über die verschiedensten Möglichkeiten, alle Kinder für den Sport zu begeistern, wird zb in einem weiteren Beitrag berichten.

VON DER GASTWIR BERÜHM

Den äußeren Anstoß zur Gründung des Leipziger Zoos vor 90 Jahren, am 9. Juni 1878, gab die Absicht eines geschäftstüchtigen Gastwirtes, durch einen außergewöhnlichen Anreiz viele Besucher in sein Lokal zu locken. Auf jeden Fall spielte dabei das große Verlangen breiter Bevölkerungskreise der damaligen Zeit nach naturwissenschaftlicher Aufklärung eine ausschlaggebende Rolle. Die Interessen und die Wünsche aller Leipziger werden die Entwicklung der anfänglichen großen Tierschauen des Wirtshauses vom ehemaligen Pfaffendorfer Fettviehhof zu einem ständigen Tiergarten mit volksbildender Aussagekraft bestimmt haben. Der talentierte Ernst Pinkert verstand es, solche kulturellen Bedürfnisse seiner Gäste zu erkennen und darauf einzugehen – und deshalb wurde aus dem unternehmungslustigen Gastwirt ein erfolgreicher und anerkannter Tiergärtner. Unter Zoodirektor Dr. Gebbing und durch maßgeblichen Einfluß des Leipziger Stadtbaurats Dr. Bühring erhielt unser Zoo mit der Anlage der großzügigen Hauptwegeachsen und mit dem Bau der eigenwilligen Klinkeranlagen sein charakteristisches Stilgepräge. Zoodirektor Nationalpreisträger Professor Dr. Karl Max Schneider begründete vor allem den wissenschaftlichen und volksbildenden Weltruf des Zoologischen Gartens Leipzig, Zoodirektor Prof. Dr. h. c. Ludwig Zukowski führte dieses Werk erfolgreich fort. Heute stehen wir vor der Aufgabe, unsere Kultur- und Bildungsstätte für die Erfüllung der Aufgaben zu rüsten, die ihr in unserer Zeit gestellt sind. Unter sorgsamer Wahrung und Pflege der großen Traditionen des Leipziger Zoos haben wir mit der Verwirklichung eines umfassenden Planes zu seiner Rekonstruktion und Erweiterung begonnen. Allein im vergangenen Jahr unterstützte die Leipziger Bevölkerung dieses Vorhaben im Rahmen der Torgauer Initiative mit einer zusätzlichen Werteschaffung in Höhe von 600 000 Mark. Ein modernes Vogelhaus mit Freiflughalle, eine großzügige Anlage für die Haltung und Zucht Sibirischer Tiger, ein Gehege für Nashörner und der Neubau einer Brücke stellen die wichtigsten Objekte eines ersten Bauabschnittes dar, der im Jubiläumsjahr seine Vollendung findet. Neue Qualitäten in unserer Arbeit wird die kurz bevorstehende Eröffnung einer Zooschule ermöglichen. Schulklassen, Arbeitsgemeinschaften, Studentenkurse und viele andere Interessentengruppen werden hier einen anschaulichen Biologieunterricht am lebenden Objekt erhalten.

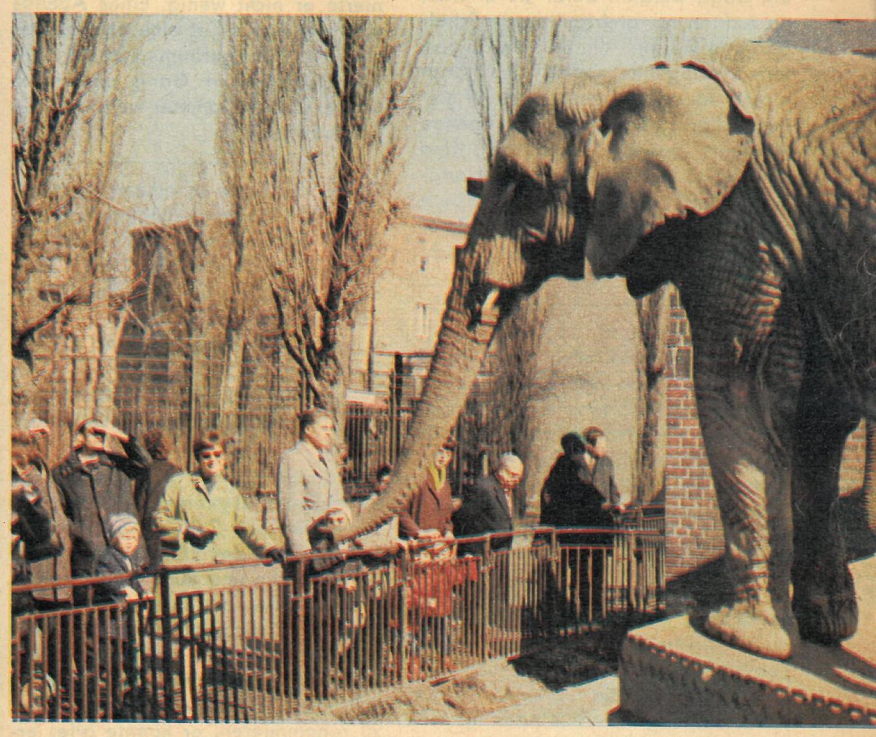
Die Leipziger Löwenzucht hält mit bisher 2073 Nachkommen nach wie vor die Weltspitzenleistung. Das gleiche gilt auch für die Zucht von mehr als 330 Hyänen. Die großen Raubtiere nehmen eine vorrangige Stellung im Tierbestand des Leipziger Zoos ein, unter anderem erblickten hier 187 Tiger, 462 Braunbären und 82 Eisbären das Licht der Welt. Die erfolgreiche Zucht des Sibirischen Tigers und seltener Rassen des Leoparden wird als ein wichtiger Beitrag von uns zu internationalen Naturschutzbestrebungen anerkannt. Natürlich sind im Leipziger Zoo auch alle anderen wichtigen Tiergruppen vertreten. So treffen wir zum Beispiel ein Okapi neben Massai-Giraffen, Indische Elefanten neben Afrikanischen Elefanten, Flußpferde neben Zwergflußpferden, Braune Tapire neben Schabrackentapiren, Menschenaffen neben einer artenreichen Sammlung von Meerkatzen, Pinguine, eine reichhaltige Vogelsammlung auf dem Teich und in den riesigen Flugkäfigen und unzählige Arten und Formen von Fischen, Amphibien und Reptilien in einem großen Aquarium und Terrarium an.

Zoodirektor Siegfried Seifert

Fotos: Lange

DER IDEE EINES WIRTES ZUM WELT-HMTEN ZOO

Die Flamingos (oben) übernehmen am Eingang die Begrüßung des Zoobesuchers, der auf seinem Rundgang ganz gewiß auch bei den Dickhäutern (unten) verweilt.



Die Sibirischen Tiger (links) sind zur Zeit der Stolz des Leipziger Zoologischen Gartens, der damit die Traditionen seiner erfolgreichen Raubtierzucht fortsetzt.

Unzählige Arten und Formen von Fischen, Amphibien und Reptilien in einem großen Aquarium und Terrarium sind zu besichtigen – und natürlich auch Pinguine im Wasser.

TREIBGUT?

G.: Gedanken gemacht hab' ich mir schon. Hinterher hab' ich es ja auch immer eingesehen. Ein paar Wochen ging's gut, aber dann – wie soll ich mich ausdrücken –, dann hat es mich immer wieder erwischt.
Vorsitzender: Dann hat „es" Sie wieder erwischt. Wer denn?
G.: Ja, ich weiß auch nicht. Meine alte Gangart eben.

Er ist neunzehn Jahre alt und hat ein Kind von einem Jahr, von dessen Existenz er erst ein paar Wochen vor seiner Verhaftung erfuhr und für das er bisher noch keinen Pfennig Unterhalt bezahlt hat. Er hat eine jüngere Schwester, für die er der große Bruder, für die er Vorbild und Beschützer sein könnte. Aber als man ihn fragt, welchen Beruf sie erlerne, da zuckt er nur gleichgültig die Schultern und murmelt ein teils unwilliges, teils verlegenes „Weiß ich doch nicht!" Ja, selbst über den Beruf seines Vaters kann er nur ungenau Auskunft geben. Schon als Kind hatte er so viele Erziehungsschwierigkeiten und bereitete seinen Eltern dadurch so viel Kummer, daß er mehrfach in Heimen untergebracht werden mußte.

Vorsitzender: Woran lag das?
G.: Na, ich hab' mich eben 'rumgetrieben. Wenn ich überhaupt in der Schule war, bin ich manchmal erst in der Nacht wieder nach Hause gekommen. Das hat mein Vater nicht mehr mitgemacht; wir haben dann öfter Auseinandersetzungen gehabt, auch tätliche ...

Es ist offenkundig, daß G.s Eltern, so tüchtige und arbeitsame Leute sie auch sein mögen, manchen Fehler begangen haben. Ein Vorbild an Fleiß und Disziplin zu sein, ist für die Erziehung eines Kindes gewiß unentbehrlich. Es ist indessen noch nicht die g a n z e Erziehung. Etwas pädagogischer Weitblick, Konsequenz und Geduld müssen schon dazukommen, vor allem aber ein inniges Verhältnis zum Kinde, geprägt von Liebe und Verantwortungsbewußtsein. Daran hat es im Elternhaus von G. wohl gefehlt. Seine Lebensgeschichte lenkt unsere Aufmerksamkeit sehr eindrucksvoll auf jene so wichtige Etappe im menschlichen Leben, da aus dem Kind eine Persönlichkeit wird. Milieuschäden, Erziehungsfehler, Unterlassungssünden und andere schädliche Einflüsse im Entwicklungsalter sind später nur mit großer Mühe und erheblichem gesellschaftlichen Aufwand wettzumachen.

Zeuge: Im Januar 1967 hat er bei uns im VEB Meliorationsbau C. angefangen. Zuerst hat er auch ganz gut gearbeitet, aber ab März fehlte er nach jedem Zahltag. Wir haben uns unendliche Mühe mit ihm gegeben, Erziehungsgespräche geführt, die Kollegen auf der Baustelle haben ihn immer wieder ins Gebet genommen, aber es half nichts. Im Juli kam er eines Tages zu mir und jammerte, er habe kein Geld mehr und könne deshalb nicht auf die Baustelle fahren. Ich habe ihm fünfzig Mark aus meiner Tasche gegeben im Vertrauen darauf, daß er endlich seine Lehren gezogen hätte. Was hat er gemacht? Er ist mit einem Mädchen nach G. gefahren, und am nächsten Tag hat er wieder vorgesprochen: Das Geld ist alle, wie komme ich auf die Baustelle? Ich habe dem Kollegen G. noch mal mit zehn Mark ausgeholfen und habe ihn mit einem Wagen zum Bau fahren lassen, aber er – knapp 'ne Woche hat's gedauert, da war er schon wieder auf und davon.

Eine Episode ist für G. besonders bezeichnend. Verständlicherweise scheute er sich, den jungen Damen zu gestehen, daß er seine Zeit verplempert hat. Er gab sich stets als Geräteführer aus, der Hunderte von Pferdestärken mit dem linken kleinen Finger regiere. Damit imponierte er nicht wenig. Eines Abends setzte er in der Tat eine abgestellte, schwere Grabenräummaschine seines Betriebes in Gang und rollte damit etliche Kilometer weit über die Landstraße.

Zeuge: Er hatte in einem Nachbardorf ein Mädchen kennengelernt und wollte ihr beweisen, daß er bei uns Technik bedient. Ihm war eben daran gelegen, als eine Persönlichkeit zu erscheinen.
Vorsitzender: Was war das für ein Gerät?
Zeuge: Ein sehr hochleistungsfähiger Bagger, der ungefähr 50 000 Mark kostet.

Bemerkenswert genug, daß G. sein teures Renommier-Roß ohne Zwischenfall bis unter das Kammerfenster seiner Freundin und auch wieder zurück lenkte. Sein bodenloser Leichtsinn soll damit nicht etwa bagatellisiert werden. Nur wird an diesem Fakt deutlich: Ein Dummer ist er eigentlich nicht. Er hätte es nicht nötig, zu renommieren, er könnte alles erreichen, womit er jetzt nur angibt. Er könnte der Teufelskerl und Beherrscher der Pferdestärken sein, den er heute nur spielt.
Im August vergangenen Jahres wurde er beim Meliorationsbau wegen seiner hartnäckigen Arbeitsbummelei entlassen.

G.: Vom Rat der Stadt, Abteilung Inneres, wurde ich dann zum VEB Straßenwesen geschickt. Da war ich 'nen knappen Monat, vierzehn Tage etwa so, dann bin ich da auch 'rausgeflogen. Ich hab dann noch mal 'ne Chance gekriegt vom Rat der Stadt als Lagerarbeiter im VEB T., da hab' ich nach sechs Wochen aufgehört – na, und jetzt bin ich hier gelandet.
Vorsitzender: Sind Sie bei T. auch entlassen worden?
G.: Ja. Weil ich nicht arbeiten gekommen bin.

Seit Dezember erhob er den von ihm schon vorher eifrig gepflegten Müßiggang zu seinem einzigen Lebensinhalt. Er ließ sich sogar von seinen Großeltern durchfüttern, nachdem die Eltern ihm endgültig die Tür gewiesen hatten. Schließlich wußten sich die alten Leute nicht anders zu helfen, als beim Rat der Stadt um die Einleitung von Arbeitserziehungsmaßnahmen zu bitten.

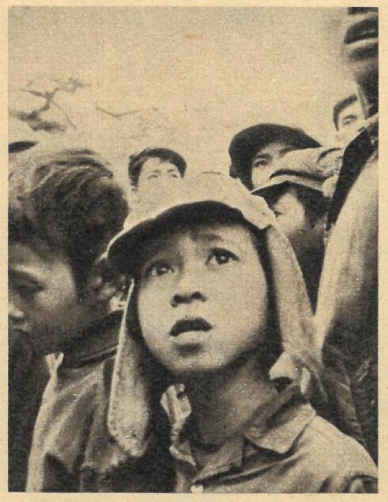
In der bürgerlichen Gesellschaft findet man Menschen wie G. an jedem Ufer, Strandgut der Gesellschaft, willenlos angespült von den Wogen des Lebens, Landstreicher, Stadtstreicher, Gammelbrüder. Manche von ihnen erheben ihre parasitäre Lebensweise zur Weltanschauung und halten es gar für ein Statussymbol der Freiheit, nach Belieben verkommen zu dürfen. Sie sind bei alledem tief unglücklich; ihr Widerstreben, sich sozial anzupassen, kaschiert nur ihre Unfähigkeit zur Anpassung. Die freilich beruht auf Umständen, die man ihnen nicht vorwerfen kann, auf den Widersprüchen der sozialen Ordnung, der sie unterworfen sind und die aktiv und bewußt zu bekämpfen sie die Kraft nicht aufbringen.
Der soziale Sachverhalt bei uns ist ein anderer. Die unlösbaren Widersprüche sind ausgeräumt. Das Recht auf Arbeit, in der neuen Verfassung nochmals ausdrücklich statuiert, erschöpft sich nicht schlechthin im Recht auf einen Arbeitsplatz. Es umschließt die reale Möglichkeit für jedermann, sich selbst in der Arbeit zu bewähren und zu bestätigen. Menschenwürde, das sei nicht vergessen, beruht letzten Endes auf dem menschlichen Vermögen zu nützlicher Arbeit. Sie allein kann auch Freiheit verbürgen. Deshalb muten wir keinem unserer Mitbürger die „Freiheit" zum Gammeln und Vergammeln zu. Wer seine elementaren Rechte nicht wahrnimmt und die damit zusammenfallenden Pflichten nicht erfüllt, den überlassen wir nicht sich selbst – den hindern wir daran, vollends zu stranden.

Die Strafkammer des Kreisgerichts verurteilte G. zur Arbeitserziehung – eine Maßnahme, die seit 1961 in Fällen besonders hartnäckig asozialen Verhaltens möglich ist und die in das neue Strafgesetzbuch übernommen wurde. Sie wird nicht für eine bestimmte Zeit ausgesprochen, sondern dauert – so § 42 StGB neu – so lange, bis der Erziehungserfolg eingetreten ist, mindestens jedoch ein Jahr. Ihr Höchstmaß beträgt zunächst zwei Jahre, bei einem Rückfall fünf Jahre. G. wird in absehbarer Zeit wieder Herr seiner Entschlüsse sein. Ob er dann tatsächlich „frei" sein wird, hängt nun allein von ihm ab.

Foto: E. Buschmann

626

Internationale Solidaritäts-aktion für die Kinder Vietnams



Erschüttert steht eine Schar Kinder vor diesem zerbombten Haus. War es ihre Schule, ein Hospital, ein Kindergarten? Kinderaugen klagen an: in Hanoi, in Haiphong, in Vietnam!

Zur gleichen Zeit, da wir diese Fotos für die Seite zum Druck vorbereiten, erreicht uns ein Brief, geschrieben von den Pionieren der Klassen 1a, 2a, 2b, 3a, 3b, 3c, 4b, 4c der Waldschule Oranienburg: „Damit auch die vietnamesischen Kinder in Frieden spielen und lernen können wie wir, haben wir Pioniere beraten, wie wir unseren Freunden helfen können. Auf Elternversammlungen und an besonderen Festtagen haben wir für das vietnamesische Volk gesammelt. Doch diese Spendenaktionen gingen nie über eine Pioniergruppe hinaus. Nachdem wir in unserer Pionierfreundschaft über unsere neue Verfassung sprachen, die unser Leben noch schöner und glücklicher werden läßt, beschlossen wir, daß unsere ganze Schule einen Vietnambasar vorbereiten wird. Er wurde für uns Pioniere ein großer Erfolg. Wir waren sehr glücklich darüber und freuen uns sehr, an der internationalen Solidaritätsaktion mit teilgenommen zu haben."

Aus Eisenhüttenstadt erreichte uns eine Spende von 50 Mark, die nur den Absender „Klasse 4b" trug. Journalistenkollegen der Zeitung „Neuer Tag" ermittelten diese Klasse: „Die Euch zugegangene Spende kommt von 33 Schülern und zwei Lehrkräften der 4b unserer Tagesoberschule V. Diese Klasse ist bezüglich der Solidarität mit Vietnam die aktivste des Kreises. Die Pioniere haben bisher 1540 Mark gespendet, geben dazu unter anderem die Erlöse von Altstoffsammlungen und nicht selten ihr Spargeld. Sie freuen sich sehr auf das Geschenk der ausländischen Kinder."

Jede Spende wird bei uns registriert, und jeder Spender erhält, unabhängig von der Höhe des Betrages, ein kleines Geschenk eines ausländischen Kindes. Über 2000 Püppchen, Zeichnungen, Briefmarken und Bastelarbeiten von Kindern aus zwanzig Ländern sind in unserem Verlag eingetroffen, und es braucht sich niemand Sorgen zu machen, daß er nichts bekomme, denn ständig gehen auch neue Solidaritätsbeweise aus dem Ausland ein. So erhalten auch die Geschwister Striegler aus der Sellinstraße in Berlin, die Untenstehendes auf den Zahlkartenabschnitt schrieben, in diesen Tagen ihre Anerkennung.

Auf dem Sonderkonto 626 sind gegenwärtig 2642,57 Mark. Die Adresse für Ihre Zahlkarte lautet: Solidaritätskonto „Zeit im Bild", Postscheckkonto 626, Dresden.

Zahlungsvermerke

Wir sind fünf Geschwister. Wir geben jedes von unserem Taschengeld eine Mark für die Kinder Vietnams. Damit es nicht so wenig aussieht, haben wir es zusammengetan. Wir wünschen dass die Kinder bald wieder in Frieden zur Schule gehen können.

Kriminalfälle ohne Beispiel

Der Würger von Boston

Der erste Mord geschah am Donnerstag, dem 14. Juni 1962, am Tage, als Amerikas erster Astronaut, Alan B. Shepard, von etlichen hunderttausend Bostonern umjubelt, in seine Heimatstadt einzog, um eine Ehrenauszeichnung des Aero-Clubs New England in Empfang zu nehmen. Eine dieser fähnchenschwenkenden und hurrarufenden Personen, die die Straßen der Innenstadt entlang der Back Bay säumten, war die fünfundfünfzigjährige Anna Slesers, Textilarbeiterin in einer Fabrik für Möbelstoffe. Wegen der im Lande herrschenden schlechten Geschäftslage arbeitete sie nur drei Tage in der Woche und hatte an diesem Donnerstag frei. Nach der Kundgebung für den Astronauten erledigte sie noch einige Besorgungen und kehrte gegen 18 Uhr in ihre Wohnung in der Gainsborough Street 77 zurück. Sie lebte dort allein und sehr zurückgezogen, seit sie sich von ihrem fünfundzwanzigjährigen Sohn Juris wegen ständiger Streitigkeiten getrennt hatte. Juris litt an Depressionen und war seit Monaten in psychiatrischer Behandlung, dem Allheilmittel Amerikas gegen alle möglichen Alltagssorgen.

Abends wollte Juris seine Mutter noch einmal zu einer Aussprache über die Aufteilung des gemeinsam angeschafften Hausrates aufsuchen. Alles, was dann an diesem Abend geschah, ist nur durch die Aussagen des Sohnes bekannt und von keinem anderen Zeugen belegt.

Wenige Minuten vor 19 Uhr parkte Juris Slesers seinen gebraucht gekauften und noch nicht abbezahlten Wagen vor dem Haus seiner Mutter, stieg die Treppen zu ihrer in der dritten Etage gelegenen Wohnung hinauf und klopfte an die Tür. Als ihm nicht geöffnet wurde, lauschte er an der Türfüllung, hörte aber nichts, was auf die Anwesenheit seiner Mutter schließen ließ. Verärgert darüber, daß sie die getroffene Verabredung nicht eingehalten hatte, ging er auf die Straße zurück, setzte sich in seinen Wagen und beobachtete den Hauseingang. Dabei fiel ihm auf, daß an der Fassade des Hauses ein Gerüst angebracht war. Er wartete im Wagen eine Dreiviertelstunde und rauchte in dieser Zeit vierzehn Zigaretten, deren Kippen die Polizei später unterhalb des geöffneten Wagenfensters auf der Straße fand. Obgleich seine Mutter während dieser Zeit nicht das Haus betreten hatte, ging er um 19.45 Uhr noch einmal zur Wohnung hinauf und klopfte erneut an die Tür. Als sich auch diesmal nichts in der Wohnung regte, nahm er einige Schritte Anlauf und warf sich mit aller Kraft gegen die Türfüllung. Die Tür sprang auch sofort auf. Juris stolperte förmlich in die Wohnung hinein und stieß dabei einen Stuhl um, der unvermutet in der Diele stand. Er fand seine Mutter zunächst nicht, entdeckte aber, als er nach ihr suchte, daß im Wohnzimmer wie auch im Schlafzimmer alle Schränke, Kommoden und sonstigen Behältnisse geöffnet und durchsucht worden waren; ihr Inhalt war wahllos herausgerissen und auf den Fußboden geworfen worden. Dies alles ließ ihn vermuten, daß während der Abwesenheit der Mutter ein Einbrecher, wahrscheinlich über das an der Hausfront angebrachte Gerüst, in die Wohnung eingedrungen war und sie nach Wertsachen durchsucht hatte. Dennoch alarmierte Juris nicht die Polizei oder die Wohnungsnachbarn, sondern suchte weiter nach seiner Mutter, obwohl er doch angenommen hatte, daß sie gar nicht zu Hause war. In der Küche, von der eine Tür ins angrenzende Badezimmer führte, fand er sie. Sie lag auf der Schwelle der geöffneten Badezimmertür. Der Oberkörper ragte ins Badezimmer hinein, die Beine befanden sich noch in der Küche. Bekleidet war sie nur mit einem blauen Morgenrock, der vorn auseinandergeschlagen war und ihre Beine und ihren Unterleib entblößt hatte. Der Gürtel des Morgenrocks war um ihren Hals geknotet. Erst als er sich zu ihr hinunterbeugte, stellte er fest, daß sie tot war.

Telefonisch – der Apparat stand im Wohnzimmer – alarmierte Juris daraufhin die Polizei. Dem Beamten in der Polizeizentrale, der den Anruf entgegennahm, sagte er: „Meine Mutter hat Selbstmord verübt. Sie hat sich an der Klinke der Badezimmertür erhängt." Die gleiche Darstellung gab Juris Slesers auch den Polizisten des Streifenwagens, die kaum fünf Minuten später die Wohnung betraten. Wortreich schilderte er ihnen auch das Motiv des Selbstmordes: „Wir hatten schon lange im Streit gelebt, deshalb bin ich vor drei Wochen fortgezogen. Heute wollte ich mit ihr über die Herausgabe einiger Möbel verhandeln, die ich bezahlt hatte. Darüber muß sie sich wohl so erregt haben, daß sie sich das Leben nahm. Meiner Meinung nach nur, um mich anzuklagen, daß ich der Schuldige an ihrem Unglück bin!"

In der Anderthalbmillionenstadt Boston ereigneten sich täglich Dutzende Selbstmorde, besonders seit die wirtschaftliche Flaute die Zahl der Arbeitslosen von Monat zu Monat ansteigen ließ. Deshalb wohl hegten die Polizisten keinerlei Argwohn gegenüber der Darstellung Juris Slesers. Auch als der Streifenführer Benson zweifelnd bemerkte: „Wenn sie sich an der Klinke erhängt hat, weshalb liegt sie dann an der Erde? Haben Sie sie abgebunden?", hatte Juris eine plausible Erklärung bereit: „Den schweren Körper wird der Stoffgürtel nicht gehalten und sich von der glatten Klinke gelöst haben. Ich habe sie jedenfalls so gefunden."

Wohl zufrieden, mit dem Fall keine weitere Arbeit zu haben, fanden sich die Streifenpolizisten mit der Selbstmorddarstellung ab. Sie ermahnten Juris Slesers lediglich, einen Arzt zu holen und sich von ihm einen ordnungsgemäßen Totenschein ausstellen zu lassen.

So wäre der Mord an Anna Slesers, von wem auch immer verübt, sicher als alltäglicher Selbstmord abgetan worden, hätte nicht eine Streife der Mordkommission auf ihrer Patrouillenfahrt den Einsatzbefehl für den Polizeistreifenwagen gehört. In der Erwartung, mit den weiteren Ermittlungen des ungeklärten Todesfalles betraut zu werden, waren die Mordbeamten routinemäßig zur Gainsborough Street 77 gefahren. In der Wohnung erschienen sie, als die Streifenpolizisten gerade zum Aufbruch rüsteten.

Verärgert, daß sich die Konkurrenz unaufgefordert in ihre Arbeit einmischte, schimpfte Streifenführer Benson: „Wozu noch die Mordkommission? Ist doch alles klar. Nichts weiter als ein Selbstmord. Müßt ihr da auch eure Nase 'reinstek-

Die Angst der Bostoner steigerte sich zum Grauen, als immer neue Morde entdeckt wurden.

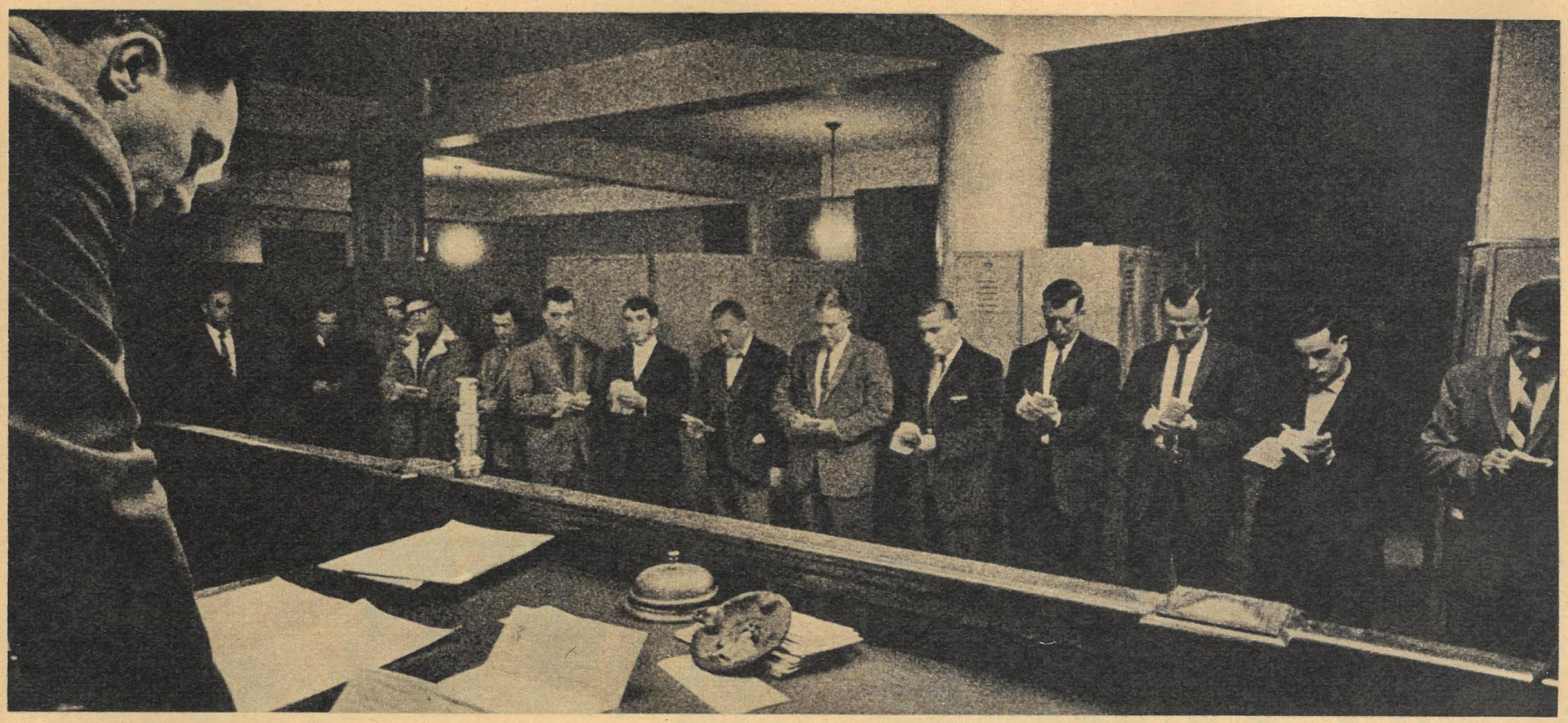
ken?" Die Rivalität zwischen einfachen Streifenpolizisten und Beamten des Morddezernates war nicht nur eine Frage des Gehaltsunterschiedes, sondern mehr noch ein Problem des Ansehens der beiden Polizeiinstitutionen in der Öffentlichkeit. Erfuhr die Tätigkeit der uniformierten Polizisten kaum jemals öffentliche Anerkennung, so wurden die Taten der Mordkommissionen bald täglich in langen Zeitungsberichten gewürdigt und die Namen ihrer Beamten fast öfter erwähnt als die mancher Hollywoodstars. Das hatte zwangsläufig zu einer Feindschaft zwischen den Kollegen geführt.

suchte gründlich die Tote, die Aussagen des Sohnes und der beiden Streifenbeamten wurden protokolliert und nacheinander sämtliche Bewohner des Hauses in die Wohnung geholt und nach Beobachtungen und Hinweisen befragt, die auf die Spur des Mörders führen konnten. Jeder Gegenstand, der sich in der Wohnung befand, wurde aufgeschrieben und während dieser Stunden dauernden Prozedur der Sohn Juris in ein ermüdendes Kreuzverhör genommen. Immer und immer wieder mußte er erzählen, warum, wie und weshalb er in die Wohnung gekommen war, wie sein Verhältnis zu seiner Mut-

Für die Beamten der Mordkommission wie auch für die Bewohner des Hauses Gainsborough Street 77 aber blieb Juris der einzige Verdächtige, der eiskalte, brutale Mörder, der seine Mutter um ein paar Möbelstücke willen erwürgt hatte. Sechzehn Tage lang, bis zum 30. Juni 1962.

Am Abend dieses schwülheißen Samstages wurde, nur wenige Meilen von der Gainsborough Street entfernt, im Hause Commonwealth Avenue Nummer 1940 der zweite Mord entdeckt. Auf dem Fußboden ihres Schlafzimmers liegend, wie Anna Slesers nur mit einem Morgenrock

hinterlassenen Spuren waren die gleichen wie bei den voraufgegangenen Morden. Schränke und Kommoden waren geöffnet und durchsucht worden, und es fehlte wie zuvor jeglicher Hinweis, daß der Täter gewaltsam in die Wohnung eingedrungen war. Fenster und Türen waren verschlossen und wiesen keinerlei Spuren von Gewaltanwendung auf. Die alte Dame mußte also ihrem Mörder völlig arglos selbst die Tür geöffnet haben. Helen Blake, ebenfalls von Beruf Krankenschwester, war seit ihrer Scheidung vor fünfunddreißig Jahren eine ausgemachte Männerfeindin und hatte nie Herrenbekanntschaften ge-



Eine Sonderkommission wurde gebildet. Wird es ihr gelingen, die Stadt von Angst und Schrecken zu befreien?

Lieutenant Driscoll und Inspektor Mellon taten auch hier alles, um diesen Standesunterschied zu unterstreichen. „Wo ist die Tote?" sagte Mellon nur, als kümmere ihn die Erklärung Bensons nicht, während Driscoll sich sofort im Wohnzimmer inspizierend umsah.

„In der Küche liegt sie", knurrte Benson bissig und blieb im Wohnzimmer zurück, als Mellon in die Küche ging und Driscoll ihm folgte.

Schweigend nahmen die beiden Streifenpolizisten im Wohnzimmer Platz, und je länger die Untersuchung der Mordbeamten in der Küche und die Vernehmung des Sohnes dauerten, um so verbissener wurden ihre Gesichter.

Nach einer knappen Viertelstunde kam Inspektor Mellon wieder ins Wohnzimmer zurück. Beide Hände in die Hüften gestützt, blieb er einen Moment an der Tür stehen und fuhr die Polizisten an: „Einen Selbstmord nennen Sie das? Die Frau ist erwürgt worden, und vermutlich ist an ihr auch ein Sittlichkeitsverbrechen verübt worden!" Dann stapfte er wie ein Feldherr durchs Zimmer zum Telefon und wählte eine siebenstellige Nummer. Dazwischen kanzelte er die beiden Polizisten weiter ab. „Wofür ihr euer Gehalt kriegt, möchte ich mal wissen. Im Streifenwagen spazierenfahren, das könnt ihr . . ." Dann sagte er gedämpfter ins Telefon: „Inspektor Mellon ist hier, geben Sie mir den Leiter des Morddezernates!"

Eine halbe Stunde später war die Wohnung mit einem Dutzend Kriminalbeamten besetzt, die der Reihe nach ihre Aufgaben ausführten, wie sie bei der Untersuchung eines Mordfalles vorgeschrieben waren. In allen Räumen wurde fotografiert und nach Fingerabdrücken geforscht. Der Polizeiarzt unter-

ter war, weshalb er sich von ihr getrennt hatte und welcher Art die Streitigkeiten waren, die er mit ihr gehabt hatte. Als morgens gegen 5 Uhr der erste Akt der noch Tage dauernden Ermittlungen beendet wurde, bestand kein Zweifel mehr daran, daß die Mordkommission weder an einen Einbrecher noch an einen Sittlichkeitsverbrecher glaubte und nur noch einen im Verdacht hatte, Anna Slesers umgebracht zu haben: Juris Slesers, ihren eigenen Sohn.

Unverblümt sagte Inspektor Mellon es ihm auf den Kopf zu: „Erzählen Sie, was Sie wollen, nur Sie haben Ihre Mutter ermordet. Weil sie Ihnen die Möbel nicht 'rausgeben wollte, haben Sie sie erwürgt. Die ganze Unordnung hier in der Wohnung, die Lage der Toten, ihre Bekleidung, das haben Sie alles nur arrangiert, um uns in die Irre zu führen."

Juris Slesers saß völlig erschöpft auf der Couch des Wohnzimmers, war sichtlich am Ende seiner Kräfte, aber nach wie vor nicht dazu bereit, ein Geständnis abzulegen. Weinerlich und kaum noch verständlich jammerte er nur: „Ich war es nicht. Ich bringe doch nicht meine eigene Mutter um. Ich war es nicht . . ."

Er wurde wegen Mordverdachts festgenommen und in den folgenden drei Tagen und Nächten fast pausenlosen Verhören unterzogen. Er blieb dabei: „Ich war es nicht. Ich habe meine Mutter nicht ermordet."

Am Montag, dem 18. Juni, mußte die Mordkommission Juris Slesers aus der Polizeihaft entlassen. Alle Verdachtsgründe reichten nicht aus, den Haftbefehl weiter aufrechtzuerhalten. Es gab keine Beweise, daß er der Mörder war.

bekleidet, fand der Hauswart Tomas Bruce die achtundsechzig Jahre alte Krankenschwester Nina Nichols tot auf. Sie war erwürgt worden. Um ihren Hals hatte der Mörder, nachdem er sie getötet hatte, zwei Nylonstrümpfe geschlungen und sie zu einer Schleife geknüpft. Alle Behältnisse der Wohnung standen offen und waren durchwühlt worden. Die Tatspuren deuteten darauf hin, daß sowohl ein Einbrecher wie auch ein Sittlichkeitsverbrecher der Mörder sein konnte. Mehr vermochte die Bostoner Mordkommission nicht festzustellen. Ihre Ermittlungen endeten völlig erfolglos, nicht mal einen Verdächtigen konnten Inspektor Mellons Beamte diesmal in Haft nehmen. Nur eine vage Hypothese blieb ihnen: Wenn Anna Slesers doch von ihrem Sohn umgebracht worden war, dann könnte Juris Slesers auch Nina Nichols getötet haben, um den Verdacht, ein Muttermörder zu sein, vollends aus der Welt zu schaffen.

Doch diese Hypothese hatte nur zwei Tage Bestand. Am folgenden Montag schon, dem 2. Juli 1962, meldeten die Abendzeitungen den dritten Mord. Im Bostoner Vorort Lynn hatten Bewohner des Hauses Newhall Street 73 vom Hausportier die Wohnungstür der fünfundsechzigjährigen Helen Blake mit einem Nachschlüssel öffnen lassen, weil sie der alten Dame seit Samstagvormittag nicht mehr begegnet waren und deshalb fürchteten, ihr könnte etwas zugestoßen sein. Misses Blake lag erwürgt in ihrem Bett. Sie war nur mit einer Pyjamajacke bekleidet, um den Hals trug sie einen Nylonstrumpf, der im Nacken zu einer Schleife geknüpft war. Von den Fingern ihrer rechten Hand waren ihr gewaltsam zwei Brillantringe gezogen worden, die sie immer trug. Alle anderen

pflegt. Undenkbar, daß sie, nur mit einem Pyjama bekleidet, einen fremden Mann in die Wohnung gelassen hätte. Lieutenant Andrew Tuney, Leiter der Mordkommission Essex, die für den Vorort Lynn zuständig war, wollte deshalb auch nicht recht daran glauben, daß ein Mann sie getötet hatte. Was allen Frauen, die mit Helen Blake befreundet oder bekannt waren, peinliche Verhöre über ihren Lebenswandel und ihr Alibi eintrug. Doch alle Ermittlungen, die Tuney in dieser Richtung anstellte, blieben erfolglos. Er fand kein weibliches Wesen, dem ein solches Verbrechen zuzutrauen, geschweige denn nachzuweisen war.

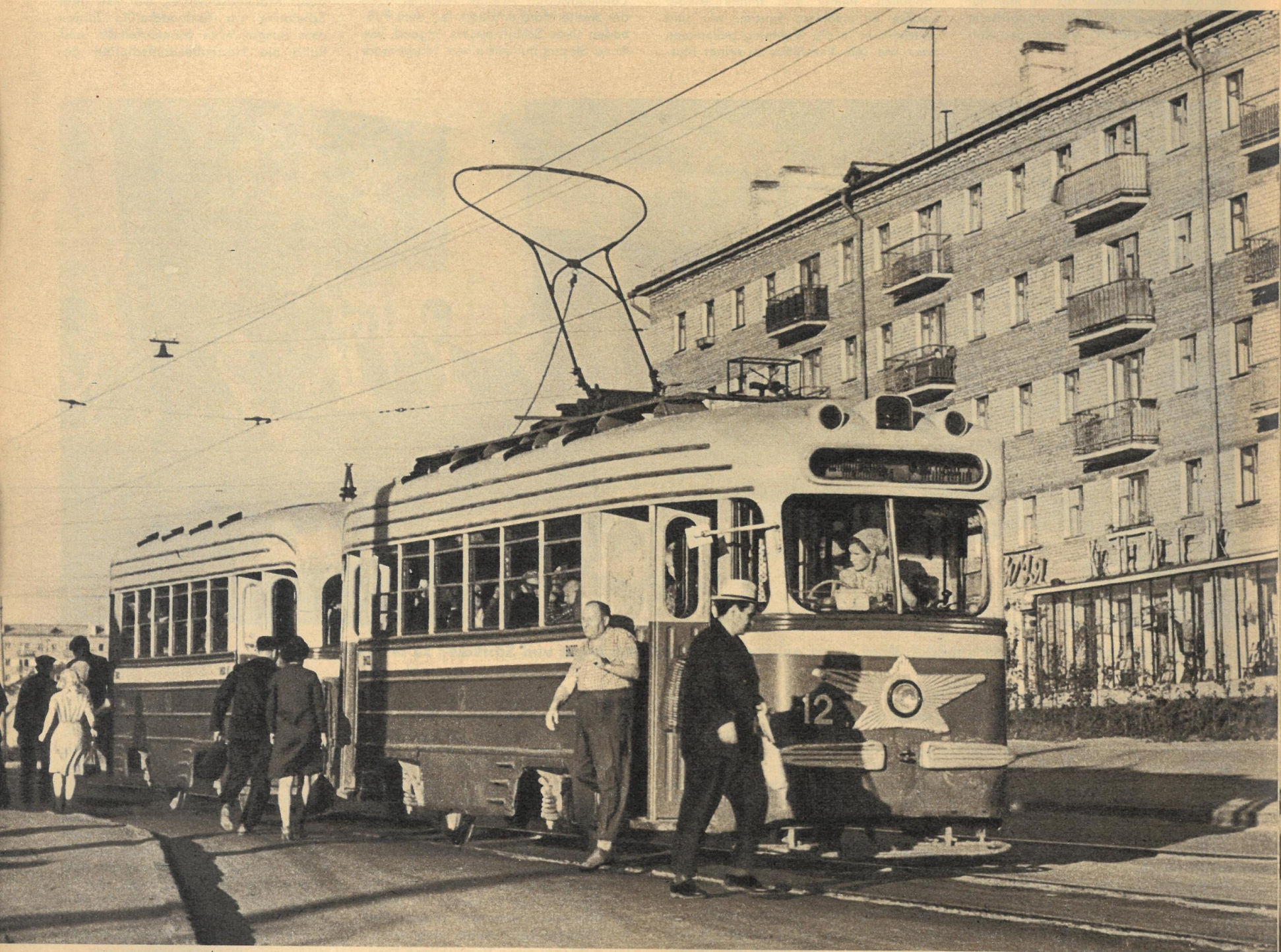
Allein die Bostoner Presse zog aus dem Tod Helen Blakes ihren Nutzen. Waren die ersten beiden Morde noch im allgemeinen kriminellen Geschehen der Millionenstadt am East River untergegangen – nach der Kriminalstatistik wurden in Boston im Jahre 1962 noch weitere 71 Morde anderer Provenienz, überwiegend in Gangsterkreisen, ausgeübt –, so erlangte der nunmehr dritte Würgemord in noch nicht zwei Monaten Schlagzeilenbedeutung. Eine Mordserie zeichnete sich ab, noch dazu unaufgeklärt und voll nervenkitzelnder Scheußlichkeiten; solch ein die Auflagen steigerndes Geschäft ließ sich kein Chefredakteur entgehen.

Am Morgen des 3. August war dann in schöner Eintracht in allen Morgenzeitungen in zentimetergroßen Fettbuchstaben zu lesen: „Der Würger von Boston geht um!" – „Der Würger von Boston killte sein drittes Opfer!" – „Der Würger von Boston jagt alte Frauen!" und dergleichen feinsinnige Formulierungen mehr. Die unheilvolle Würger-von-Boston-Schauerlegende war geboren!

Fortsetzung folgt

ULAN-UDE läßt bitten

II. BERICHT AUS DER ASSR NAHE AM BAIKAL



Ulan-Ude trägt heute ein modernes Gesicht. Bis zum Jahre 1917 war das alte Werchne-Udinsk ein berüchtigter Verbannungsort des zaristischen Rußlands.

Wie entdeckt man eine Stadt? Man kann sich einen Stadtplan kaufen, einen Reiseführer mieten und viel oder wenig sehen. Oder? Man macht sich mit dem Stadtarchitekten bekannt. Bevor wir ihn zu Gesicht bekommen, sehen wir in einem vergilbten Album Bilder des alten Werchne-Udinsk. Ein schrecklicher Verbannungsort. Was wurde aus ihm? Im Stadtsowjet von Ulan-Ude fragten wir am Einlaß nach Pawel Silbermann. „Wenn er nicht irgendwo draußen auf einer Baustelle ist, dann finden Sie ihn in Zimmer 318." Wir platzten mitten in eine Sitzung hinein. Es ging um den Perspektivplan bis zum Jahre 1970. So als gehörten wir zu den versammelten Baumeistern und Hochbauingenieuren, rückte Pawel, der erst 25jährige Stadtarchitekt, zwei Stühle zurecht, um gleich darauf einen Wandvorhang beiseite zu schieben, der den Blick frei gab auf Stadtpläne und Modelle. Der Zeigestock hüpfte von Projekt zu Projekt. „Was Sie draußen sahen, finden Sie hier bestätigt: Das ehemalige Werchne-Udinsk, der berüchtigte zaristische Verbannungsort, wird von uns zu einer neuen, jungen

Burjatiens Minister für Kultur, Galdanow (dritter von rechts), Sohn einst armer Bauern, antwortete auf die Frage, ob auch alle Träume und Pläne der Burjaten in Erfüllung gehen werden, so: „Es liegt wohl mit an jedem einzelnen. Aber die Leninsche Nationalitätenpolitik schuf erst die Voraussetzungen für den Sprung vom Mittelalter in die Neuzeit."

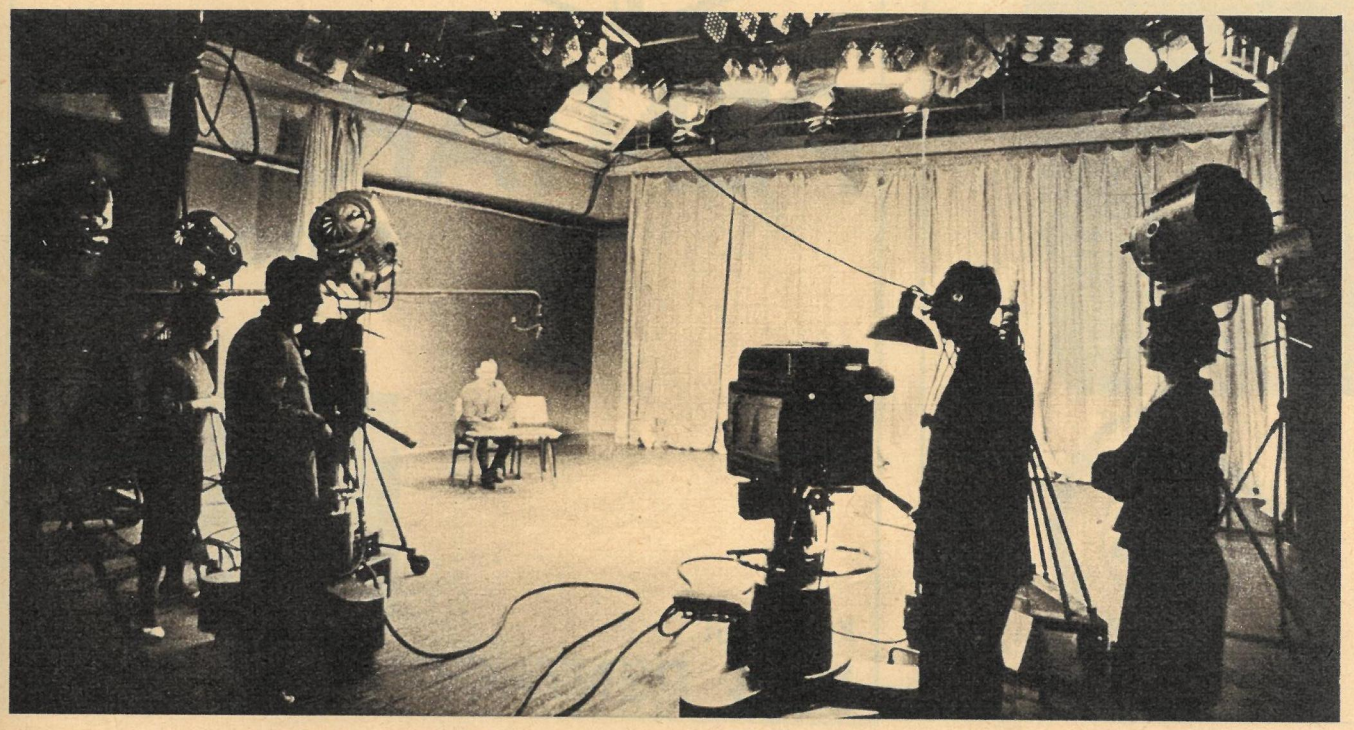
Publikumsliebling und Chefansagerin Sophia Gontschikowa im Telezentrum von Ulan-Ude.

Beliebt seit eh und je inmitten der Stadt: der Straßenhandel.

Die Burjatische ASSR zählt 800 000 Bürger.
1917 kam hier in Transbaikalien auf 90 Einwohner nur ein Schüler.
Heute drücken 200 000 Schüler
die Schulbank, es kommt also auf vier Einwohner ein Schüler!

Elja Kontratijewa, Burjatin und Primaballerina am Opern- und Ballett-Theater in Ulan-Ude.

Im Studio des Telezentrums der burjatischen Hauptstadt.



Stadt umgestaltet. Wir haben dafür mit brüderlicher Hilfe Leningrader Architekten einen Generalplan entwickelt, der für 25 Jahre Gültigkeit hat. Zur Zeit konzentrieren wir den Aufbau auf die Verbreiterung der Straßen und Prospekte, auf neue Mikrorayons, kommunale Einrichtungen und das in Sibirien einmalige Kulturinstitut. Danach nehmen wir eine Satellitenstadt am Ufer der Selenga in Angriff. Hinzu kommt der Bau des für 6000 Studenten vorgesehenen Ostsibirischen Technologischen Instituts, das einmal ganz Sibirien und den Fernen Osten der Sowjetunion mit Spezialisten versorgen wird. Ulan-Ude wächst in die Breite und in die Höhe. Im ersten Jahr der Sowjetmacht hatten wir 13 000 Einwohner, heute sind es bereits über 200 000."

12 000 von ihnen arbeiten im Lokomotiv- und Waggon-Reparaturwerk. Diesen Riesen muß man gesehen haben.

Schlosser Filip Abagajew bat uns zu einer Werksbesichtigung. „Im Auto?" – „Wir könnten natürlich auch gehen, aber unser Kombinat hat eine Längsausdehnung von einigen Kilometern." Auf den Gleisanlagen standen die grünen Hochleistungs-Dieselloks mit dem weithin sichtbaren roten Stern zur Probefahrt bereit. Morgen schon werden ihre vielen hundert PS sibirische Steinkohle aus dem Tagebau Tscheremchowo, Eisenerz aus dem Tagebau Shelesnogorsk, Langholz aus den Wäldern des Fernen Ostens, Maschinen und Aggregate aus den neuerstandenen Betrieben und Kombinaten zum Bestimmungsort ziehen. Die Produktionshallen sind ihren Dimensionen nach Fabriken für sich. Wir notieren: Waggonkombinat, Lokomotivkombinat, Kombinat der metallurgischen Abteilungen mit Stahlgießerei, Eisengießerei, Kupfergießerei, Feingießerei und Schmiedepressen. Dazu ein werkseigenes Kraftwerk, eine Sauerstoffstation, eigene Werkzeugmacherei. Unser Begleiter, der das Werden und Wachsen des größten burjatischen Betriebes von Anfang an miterlebte, erzählte: „Die Gründung erfolgte 1932 auf Beschluß unserer kommunistischen Partei und unserer Regierung mit dem Ziel, in Burjatien, dem Land einstiger Nomaden, die Geburt einer nationalen Arbeiterklasse und einer eigenen Intelligenz in die Wege zu leiten."

Das Land hinter dem Baikal wurde in der Zeit der Sowjetmacht aus der Weltabgeschiedenheit herausgerissen. Das Telezentrum Ulan-Ude ist dafür auch ein Beispiel. Wie eine Stahlnadel ragt der 168 Meter hohe Antennenmast in den Himmel, Konkurrent der benachbarten Berggipfel, in denen Relaisstationen installiert worden sind, damit auch die Einwohner im entferntesten Winkel des Landes stets das Aktuellste über die Mattscheibe flimmern sehen können. Auf leisen Sohlen betraten wir den Regieraum, dem sich, nur durch eine Glasscheibe getrennt, eines der kleinen aber modernen und zweckmäßig eingerichteten Studios anschloß. Chefansagerin Sophia Gontschikowa, eine Burjatin, setzte ihr schönstes Lächeln auf, um sodann den rund 250 000 Zuschauern das Abendprogramm anzusagen: „Zunächst informiert Sie unser aktuelles Studio über Neuigkeiten im In- und Ausland. Daran anschließend zeigen wir Ihnen den DDR-Fernsehfilm ‚Das grüne Ungeheuer', und ein festliches Konzert, übertragen aus dem burjatischen Opern- und Ballett-Theater Ulan-Ude, wird unser Programm gegen 23.15 Uhr beschließen." 300 Redakteure, Reporter, Sprecher, Schauspieler und Musiker, dazu viele junge Techniker sorgen dafür, daß Burjatien stets im Bilde ist. Durchschnittlich sieben Stunden je Tag ist das Programm von Ulan-Ude in russischer und burjatischer Sprache zu empfangen. Am Montag allerdings ist fernsehfrei.

Wie sagte man früher? Transbaikalien liegt hinter dem Mond. Es lag!

Dieter Arnhold

Fotos: Gerhard Kindt

Das Campingvollbart-Abschußgerät

Die Urlaubs-Vollbart-Mode ist passé. Auch diejenigen, die wegen ferienbedingter Bartabnahmeschwierigkeiten unfreiwillig diesem Trend zu huldigen gezwungen waren, sind nun davon befreit.

Es war aber auch scheußlich!

Mein Mann und ich lieben es, unseren Urlaub in verlorener Einsamkeit zu verbringen – weitab von Menschen, Motoren und Phonstärken aller Art. Also: Camping in stillen Tälern des Thüringer Waldes. Verbindungsmittel zur übrigen Welt ist der Trabant.

Sofort nach der ersten Zeltnacht wird er trotz fürsorglicher Lebensmittelvorratsplanung und aller sonstigen Vorkehrungen für vorerst ungestörte Abgeschiedenheit in Bewegung gesetzt. Im nächsten Dorfkonsum erstehen wir einen guten „alten" Rasierapparat, Pinsel und Klingen.

Das Gefluche ob ungewohnter Torturen hören glücklicherweise außer mir nur Hasen, Bachstelzen, Frösche und Waldameisen. Dem gleichen Kreise bietet sich der Anblick des bepflasterten Antlitzes eines notorischen Schlägers.

Da es dem alten Werbeslogan „Gut rasiert – gut gelaunt" entsprechend hinsichtlich letzterem kaum auszuhalten ist, wirft mein Guter schließlich Pinsel und Klingen nach drei Tagen in den Koffer und paßt sich der wild wachsenden Umgebung an. Im nächsten Jahr vergessen wir – bebo-sher-gewohnt – den in der hintersten Schrankecke verkramten Rasierapparat todsicher wieder. Alles beginnt von neuem!

Wir besitzen bereits eine stattliche Sammlung altertümlicher Rasierausstattungen verschiedenster Art.

Auf dem diesjährigen Geburtstagstisch meines Mannes lag nun „bebo-sher UNIVERSAL".

„Der Auto-Rasierer ist da!" heißt es im Prospekt, und „Die erste Rast am Morgen gehört jetzt Ihrem Bart", oder „Gerätestecker in die Steckdose des PKW – und schon surrt er leicht und angenehm über Ihre Wange."

Das sind Sphärenklänge auch für jeden Campingfreund, denn – so sagt der Prospekt weiter: „Nicht zu vergessen: die für den Campingfreund vorgesehene Batteriebox (6 Volt), die eigens für diesen Zweck gesondert geliefert wird."

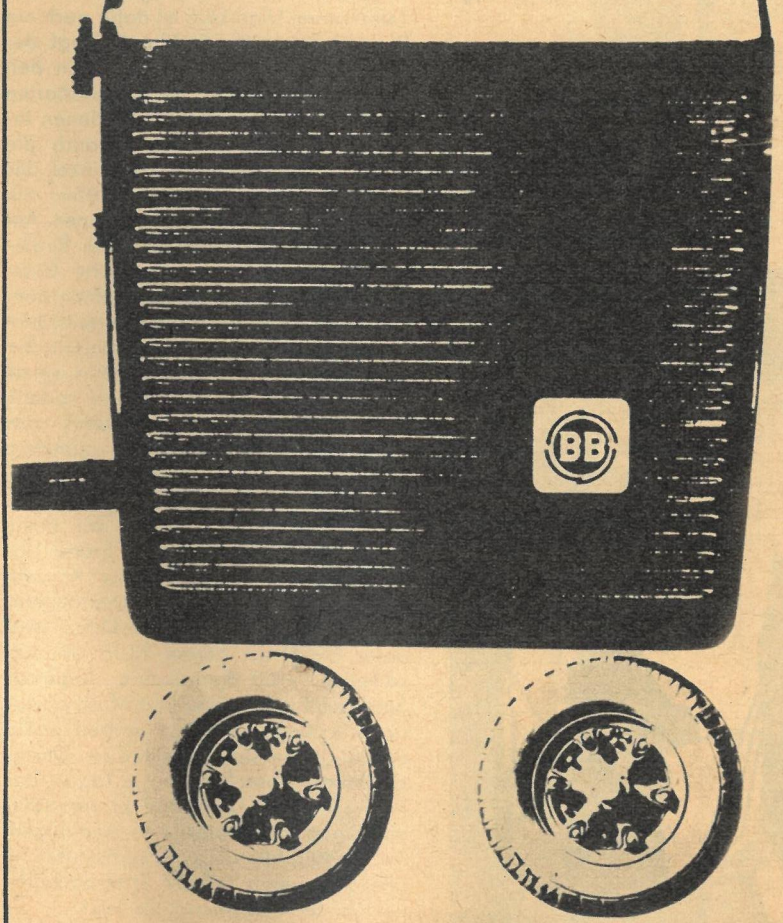
18 bis 20 Rasuren sind damit gesichert. Besagter „Universal-Rasierer" ist an der Steckdose auch im Hotel oder in der Wohnung verwendbar. Hinzu kommen großartige technische Daten, die die tägliche Glattrasur, die Vorrasur, die Beseitigung dicht anliegender Barthaare und für Nackenhaar- und Formschnitt garantieren. Der ideale Urlaubsbegleiter! Mein Mann freute sich riesig. „Endlich", so erklärte er, „können wir die ollen Rasierapparate fortwerfen."

Das taten wir dann auch. Einer liegt jedoch inzwischen schon wieder in der hintersten Schrankecke. Zu unserem Camping-Ausflug zu Ostern hatten wir – alter Gewohnheit entsprechend – den wirklich erstklassigen „bebo-sher-UNIVERSAL" zu Hause liegengelassen.

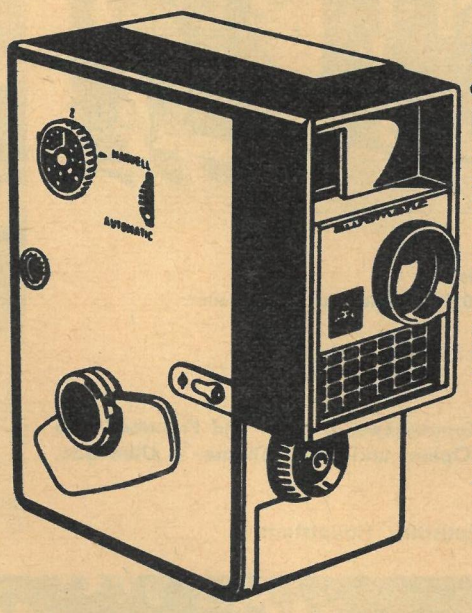
E. B.

bebo sher – UNIVERSAL, der Rasierer bei der Motortouristik, für Berufskraftfahrer, für Campingfreunde und Wassersportler, sowie für die tägliche Heimrasur am Netz.

VEB BERGMANN-BORSIG, 1106 Berlin



einfach filmen-automatisch filmen

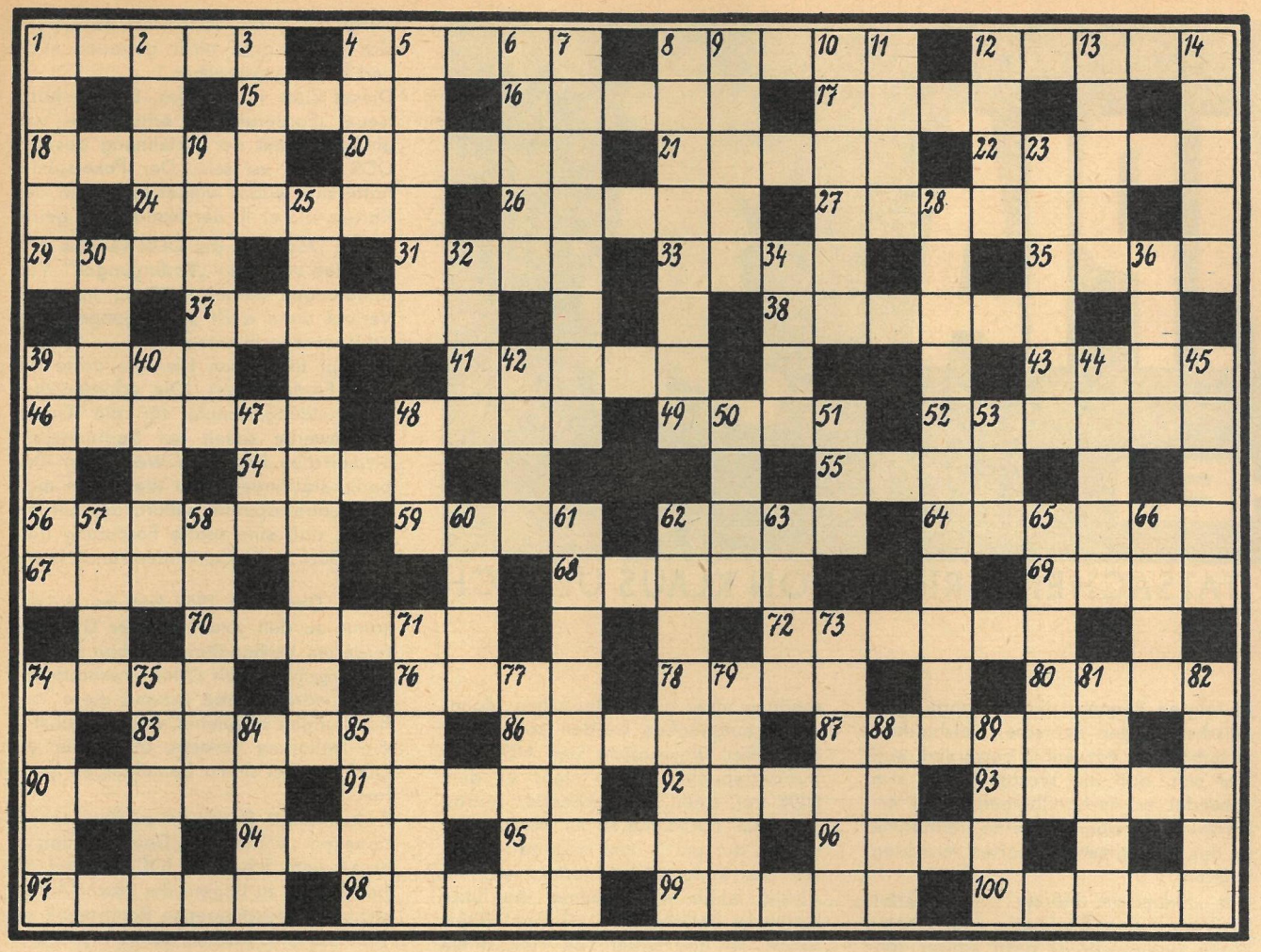


Filmen mit der PENTAKA 8-I automatic heißt mit Leichtigkeit Erlebnisse in natürlicher Bewegung einfangen – erste Schritte Ihres Kindes, Urlaubsfreuden, Sportszenen, aktuelle Geschehnisse.
Die PENTAKA 8-I automatic kennt keine verpaßten Augenblicke. Die Bedienung ist ganz einfach durch Belichtungsvollautomatik. Umfassendes Zubehör ermöglicht Titel- und Trickaufnahmen.

PENTAKA 8-I automatic

PENTACON

Kombinat
VEB PENTACON DRESDEN



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. buchbinderische Erzeugnisse, 4. Insel der Südlichen Sporaden, 8. synthetischer Werkstoff, 12. Trinkgefäß, 15. Gangart, 16. Turnübung, 17. jugoslawische Währungseinheit, 18. Studentenmittagstisch, 20. südamerikanisches Nagetier, 21. Betäubungsmittel, 22. Windung, Drehung, 24. Hunnenkönig, 26. Gott der Mohammedaner, 27. Verpflegungssatz, 29. spanischer Fluß, 31. Nebenfluß der Donau, 33. Gewässer, 35. Ostseemeerenge, 37. Segelfahrzeug, 38. Schutzdämme, 39. Wasserpflanze, 41. Behauptung, Lehrsatz, 43. bayrisch für Rettich, 46. Haupteingang, Tor, 48. Nennwert, 49. englischer Adelstitel, 52. Schlange, 54. anatomisch: Elle, 55. Sauerstoff, 56. Dummheit, 59. Roman von Zola, 62. Körperteil, 64. Sprache, 67. Situation, 68. Nebenfluß der Save, 69. Froschlurch, 70. Fluß in Südengland, 72. Hauptstadt Südvietnams, 74. junges Getreide, 76. Mädchenname, 78. Brotform, 80. russischer Frauenname, 83. deutscher Maler († 1905), 86. Stadt in Ungarn, 87. Lederstreifen, 90. Trockenheit, 91. Titel des Kaisers von Äthiopien, 92. sagenhafte menschliche Tonfigur, 93. Nebenfluß der Lena, 94. Paradiesgarten, 95. Leipziger Thomaskantor († 1956), 96. Hausteil, 97. Stadt in Belgien, 98. Scheitelpunkt, 99. Komponist der Oper „Dantons Tod", 100. Arzneigabe.

Senkrecht: 1. Nationallied, 2. Feuerzeichen, 3. Staatshaushalt, 4. großer Raum, 5. Wärmeenergien bei Verbrennungsvorgängen, 6. Buchformat, 7. Gewerbebetrieb, 8. Einleitung, Vorwort, 9. Vergessenheitstrank, 10. Behinderung, 11. Verpackungsgewicht, 12. mohammedanischer Richter, 13. Schlingpflanze, 14. spartanischer Staatssklave, 19. Lattenzaun, 23. Männername, 25. Gesamtheit der geistig Schaffenden, 28. Lehre von der Gewinnung und Verarbeitung von Rohstoffen, 30. Einzelvortrag, 32. oberitalienische Stadt, 34. Nebenfluß der Fulda, 36. Schubfach, 39. Kernobst, 40. norwegischer Komponist († 1907), 42. Donauzufluß, 44. Hauptstadt eines europäischen Landes, 45. griechisch: Frieden, 47. Stadt im Erzgebirge, 48. Hirtengott, 50. Heizkörper, 51. Strom in der UdSSR, 53. Sammlung von Aussprüchen, 57. jemenitische Hauptstadt, 58. Druckbuchstabe, 60. deutscher Komponist und Musiker († 1787), 61. postalischer Begriff, 82. naturwissenschaftlicher Zweig, 63. ostrumänische Region, 65. Unterführung, 66. Tafelgemälde, 71. griechische Mondgöttin, 73. Vereinbarung, 74. Republik in Nordostafrika, 75. nordfriesische Insel, 77. Porzellanschnecke, 79. Stadt im Süden der Indischen Union, 81. Strom in Vorderindien, 82. Frauenname, 84. Wasserstrudel, 85. Ort an der griechisch-türkischen Grenze, 88. Oberhaupt der Schiiten, 89. Grasernte.

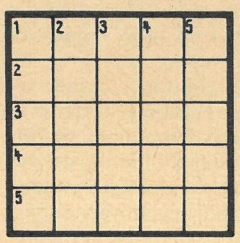
RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 21

Kreuzgitter. Waagerecht: Werft (21), Pumpe (51), Wrack (87), Amur (2), Riga (74), Rasin (48), David (52), Lakai (73), Eman (54), Lem (24), Lehm (68), Dorn (42), Asyl (71), Oder (26), Mandant (88), Eire (28), Moral (57), Terni (75), Earl (41), Haar (10), Igelit (60), Ido (12), Diadem (78), Leid (13), Flet (45), Ulema (58), Taube (85), Seni (59), Mazurka (89), Amor (77), Team (15), Ekel (36), Lust (63), Bob (16), Sela (33), Erpel (20), Karat (80), Otter (5), Erik (70), Saar (81), Kakao (65), Duett (90), Tenos (86). Senkrecht: Ware (31), Rosa (22), TAN (47), Pud (50), Ural (46), Prim (49), Eid (23), Wal (30), Anke (72), Krim (1), Amado (56), Indra (55), Verdi (53), Allee (29), Ahorn (69), Arm (43), Ast (9), Narr (8), Anna (44), Omnibus (3), Erleben (61), Iridium (91), Eismeer (83), Leila (40), Tritt (84), Ate (25), Lid (39), Hof (11), Ade (35), Imam (67), Lake (38), Lemur (62), Mitte (27), Humor (66), Aalst (76), Bowle (34), Mai (14), Akt (37), Leck (64), Spuk (32), Baku (79), Bast (18), Eton (82), Ares (7), Leo (4), Kid (19), Tat (17), Ort (6).

Silbenrätsel: 1. Anlasser, 2. Lilienthal, 3. Lieferwagen, 4. Eiskunstlauf, 5. Seidelbast, 6. Lisene, 7. Isthmus, 8. Effel, 9. Grünewald, 10. Torpedo, 11. Andersen, 12. Meeresströmung, 13. Mennige, 14. Emmentaler, 15. Niederfinow, 16. Sanderling, 17. Cisinski-Preis, 18. Hochzeitsausstatter, 19. Echternach, 20. Niederschlag, 21. Annonce. – „Alles liegt am Menschen, alles ist für den Menschen."

Vom Kern zum Wort. 1. Betatron, 2. Almanach, 3. Reaktion, 4. Expander, 5. Nagaland, 6. Tansania, 7. Schiller, 8. Schleier, 9. Edmonton, 10. Eisenerz. – **Barentssee.**

MAGISCHES QUADRAT



Die Wörter sind so in die Felder einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe entstehen:
1. Mineral, 2. Stadt in Oberitalien, 3. chemisches Element, 4. finnischer See, 5. sowjetischer Atomeisbrecher.

Kennen Sie sich aus?

Diese Stadt liegt in einer der schönsten Gegenden unserer Republik. International bekannt durch ihre Industrie, wird die Stadt auf Grund ihrer vielen historischen Sehenswürdigkeiten alljährlich von Tausenden Touristen aus dem In- und Ausland besucht. Ziel der Gäste ist in jedem Fall eine nationale Gedenkstätte, für deren Pflege sich unser Staat besonders einsetzt und die im vorigen Jahr ihr 900jähriges Jubiläum erlebte. Wie heißt die Stadt, und wie lautet der Name der Gedenkstätte?

Senden Sie bitte Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort DDR-Quiz 22) bis zum 31. Mai 1968 an Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b.

Zur Auslosung kommen in unserem DDR-Quiz:
1 Gewinn zu 50 Mark
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 18: „Fritz Heckert", (1. Mai) 1961.

Es gewannen **50 Mark:** Margarethe Knauthe, Dresden; **je 10 Mark:** Elfriede Leißering, Grimma; Erika Rauscher, Altenberg; Luise Friedrichs, Schwerin; Hans Merfort, Wittenberge; Heinz Richter, Leipzig.

Foto: Zentralbild

OLYMPIA UND DIE DEUTSCHEN

24

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

Die Hotelhalle war voller abenteuerlicher Gestalten: dunkle Brillen in braunen Gesichtern und graue Burnusse, wie man sie aus Abenteuerfilmen von den Kamelreitern kennt. Es hieß, König Ibn Saud sei in Lausanne in einer Klinik abgestiegen, um ein altes Leiden behandeln zu lassen. Die Leibwache vertrieb ihre Zeit in der Hotelhalle. Am späten Nachmittag rief man alle zum gemeinsamen Gottesdienst . . .

Mitten unter den orientalischen Leibwächtern beriet IOC-Präsident Avery Brundage mit den Vertretern der beiden deutschen Olympischen Komitees, um auch für Innsbruck und Tokio eine gemeinsame Olympiamannschaft zustande zu bringen.

Daume befand sich in einer wenig angenehmen Situation. Seine lauten Drohungen am 16. August 1961 und danach hatten Bonn glauben lassen, der Ausschluß der DDR aus dem internationalen Sport könne nur noch eine Frage von Tagen sein.

Der Düsseldorfer „Mittag", später ein Organ des Springerkonzerns, hatte schon am 18. August das Programm verkündet: „Es ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo wir den führenden Sportorganisationen der Welt unmißverständlich darlegen müssen, daß man Menschen zweier völlig gegensätzlicher politischer Weltanschauungen wohl gegeneinander zum sportlichen Wettkampf antreten lassen, sie aber nicht in eine gemeinsame Mannschaft zwingen kann. Ein Zurück gibt es für uns nicht mehr – koste es was es wolle!"

Es folgten dennoch die Verhandlungen zwischen beiden deutschen Leichtathletikverbänden, notwendig geworden, weil klar war, daß die Westdeutschen sich entweder zu Verhandlungen bereit erklärten oder aber auf eine Teilnahme an den Europameisterschaften verzichten mußten.

Der „Rheinische Merkur" – erklärtes Blatt der Bonner Regierung – fand harte Worte dafür: „Es ist nicht schwer vorauszusagen, mit welchem Lamento sich der Deutsche Leichtathletikverband (DLV) rechtfertigen wird: ‚Wenn wir verzichten, isolieren wir uns!' Was heißt denn ‚Isolation'? Verzicht auf einen lumpigen Meistertitel, nichts anderes. Was heißt denn: Die Zone geht allein nach Belgrad? Das ist doch wohl immer noch ehrenhafter für uns als eine ‚gemeinsame' Mannschaft hinter der Koexistenz-Olympiafahne!"

Daume wußte, daß er diesen Standpunkt im Hinblick auf die bevorstehenden Olympischen Spiele weder vor dem IOC noch vor den Sportlern Westdeutschlands würde vertreten können. Und so suchte er verzweifelt nach einem Ausweg. Als ihn Kanzler Otto Mayer am 8. März 1962 mahnte – „Sie wissen sehr wohl, daß bis zu den Spielen in Innsbruck noch eine Wintersaison verbleibt und daß die Zeit drängt" –, antwortete Daume ausweichend.

Mayer erklärte daraufhin am 17. Mai vor Pressevertretern in Lausanne: „Aus dem Brief Daumes ist nicht der Vorschlag herauszulesen, daß die vom IOC zur Auflage gemachte Bildung und Entsendung einer gesamtdeutschen Mannschaft aufgehoben werden soll. Wenn dies aber die Ansicht des NOK der Bundesrepublik ist, so steht es dem NOK frei, einen entsprechenden Antrag auf dem IOC-Kongreß in Moskau zu stellen, der am 5. Juni beginnt."

Als der Kongreß in Moskau eröffnet wurde, fehlte Willi Daume. Ihn hatte mitten im Sommer eine „Grippe" überrascht, so daß Ritter von Halt allein der Frage nach der Zukunft der gemeinsamen Mannschaft gegenüberstand. Ritter von Halt versicherte, es werde bei dieser Mannschaft bleiben.

Der „Mittag" aber wütete: „Gewiß, Herr von Halt ist ein freier Mann und kann tun und lassen, was er will. Aber er ist auch Ehrenpräsident des NOK der Bundesrepublik und nimmt an dessen Beratungen und Beschlüssen aktiv Anteil. Wir sind völlig sicher, daß zumindest der Teil seiner Ausführungen, in denen festgestellt wird, es bleibe unseren Sportführern nichts anderes übrig als eine Unterhaltung mit den Verantwortlichen der Zone, nicht auf der Linie unseres NOK liegen kann."

Daume widersprach dem jedoch nicht. Bis zum September hatte er einen Weg ausgetüftelt, von dem er glaubte, daß es ein echter Ausweg wäre.

Lassen wir diesen „Ausweg" durch den Düsseldorfer „Mittag" skizzieren: „Indem sie für die Bildung neuer gesamtdeutscher Olympiamannschaften für 1964 Forderungen aufstellen, die die DDR ihrer Meinung nach nie erfüllen kann, wollen sie das Nein provozieren, das sie selbst mit einem Seitenblick nach Bonn sich immer noch nicht getrauen klipp und klar auszusprechen."

Dieses Zitat verrät alles. Daume hatte neue „Forderungen" erhoben – und glaubte damit der Ablehnung aus der DDR sicher zu sein. Der Pokerspieler hatte sich jedoch wieder einmal in den Karten, die er in der Hand hielt, geirrt.

Denn: Das NOK der DDR verwies darauf, daß vor allen „Bedingungen" Verhandlungen stehen müßten, in deren Verlauf dann auch „Bedingungen" geprüft werden könnten.

Nur zur Illustration hier die dritte der neun Forderungen: „Die erforderlichen Ausscheidungskämpfe für die Einzelwettbewerbe sollen auf traditionellem olympischen Boden in West- und Ostberlin stattfinden." Da Westberlin nicht zur Bundesrepublik gehört, lag auf der Hand, daß eine solche Forderung ausschließlich politische Hintergründe hatte.

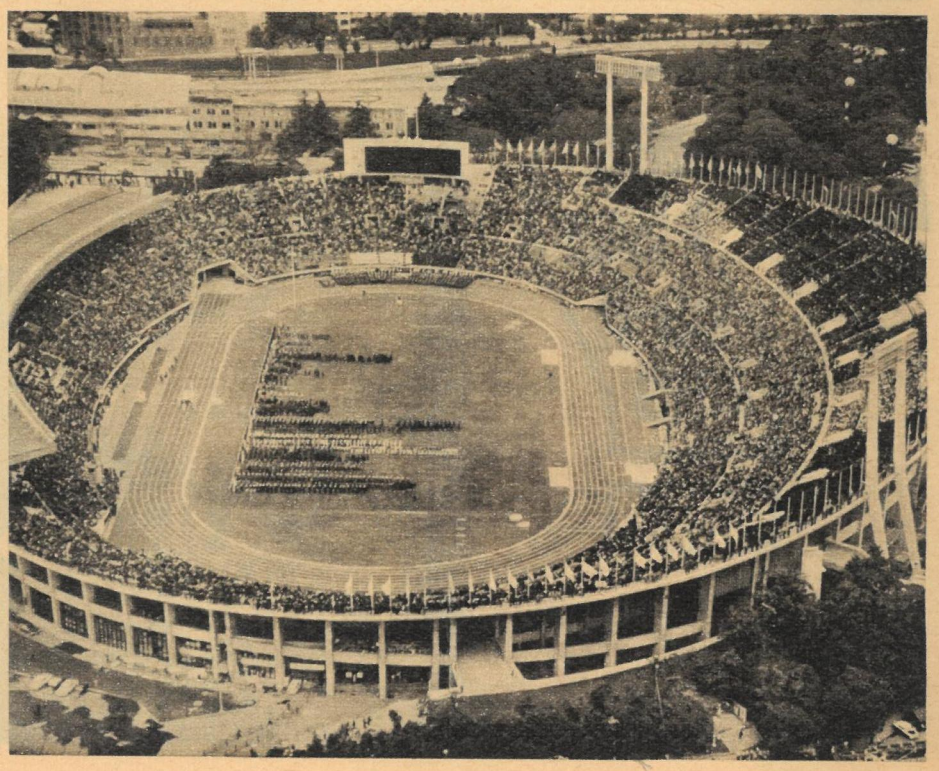
Am 8. Dezember 1962 kam es in Lausanne zu den vom NOK der DDR geforderten Verhandlungen, ohne daß die „Bedingungen" bis dahin überhaupt erörtert waren. Hätte Daume diese Verhandlungen abgelehnt, wäre er selbst in die Isolierung geraten, die er für die DDR als Ziel seiner Bemühungen gesehen hatte.

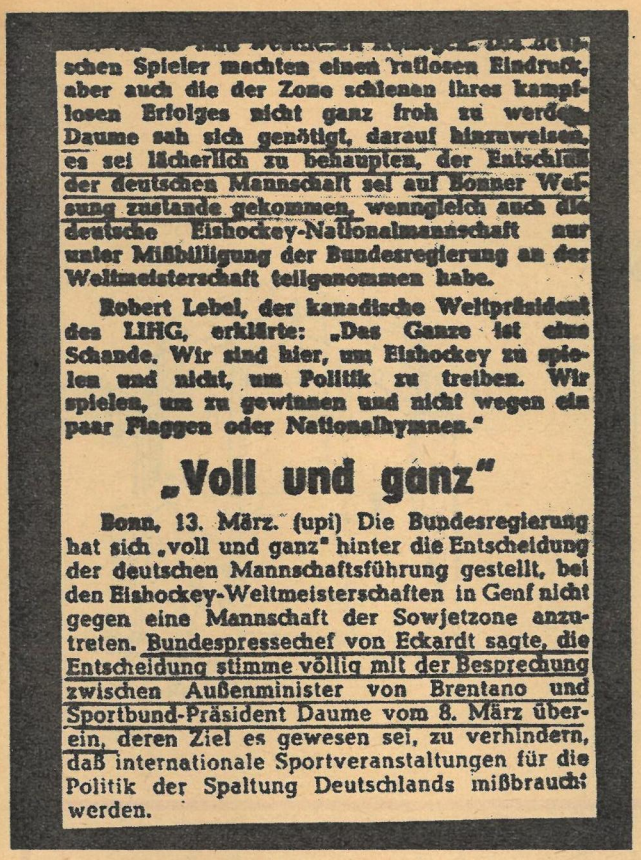
Es kam am 8. Dezember zu einer sensationellen Wendung. Daume stimmte einem vom Schweizer IOC-Mitglied Albert Mayer zu Beginn der Nachmittagssitzung vorgeschlagenen Kompromiß zu: „Für die Olympischen Spiele des Jahres 1964 in Tokio und Innsbruck werden Deutschland-West und Deutschland-Ost eigene Mannschaften an den Start bringen . . . Dieser Beschluß ist die logische Folgerung von Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig für die Bildung einer total vereinigten deutschen Mannschaft ergeben würden. Er dient am besten dem olympischen Geist."

Der letzte Satz traf zwar auch nur bedingt zu – zwei völlig selbständige Mannschaften hätten dem olympischen Geist wohl noch eher gedient –, doch konnte vor allem niemand ahnen, daß Daume selbst der Initiator dieses Vorschlages war. Er hatte am Morgen den als „Sonderbotschafter des IOC-Präsidenten" amtierenden Ägypter Taher Pascha am Bahnhof erwartet und ihm zugeredet, diesen Vorschlag zu unterbreiten. Daume wollte auf diese Weise gegenüber Bonn wohl sein Gesicht wahren, ohne den Abbruchbeschluß wieder aufheben zu müssen.

Vergessen waren die neun „unabdingbaren Forderungen", vergessen alles andere. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" ließ sich aus Lausanne be-

Bei den Olympischen Sommerspielen 1964 in Tokio war DTSB-Präsident Manfred Ewald Chef de Mission der sogenannten gemeinsamen Mannschaft, da die DDR-Sportler die Mehrheit der Wettkämpfer stellten. Ein Jahr danach, in Madrid, entschied sich endlich das IOC – den Realitäten entsprechend – für zwei getrennte deutsche Mannschaften.





schen Spieler machten einen ratlosen Eindruck, aber auch die der Zone schienen ihres kampflosen Erfolges nicht ganz froh zu werden. Daume sah sich genötigt, darauf hinzuweisen, es sei lächerlich zu behaupten, der Entschluß der deutschen Mannschaft sei auf Bonner Weisung zustande gekommen, wenngleich auch die deutsche Eishockey-Nationalmannschaft nur unter Mißbilligung der Bundesregierung an der Weltmeisterschaft teilgenommen habe.

Robert Lebel, der kanadische Weltpräsident des LIHG, erklärte: „Das Ganze ist eine Schande. Wir sind hier, um Eishockey zu spielen und nicht, um Politik zu treiben. Wir spielen, um zu gewinnen und nicht wegen ein paar Flaggen oder Nationalhymnen."

„Voll und ganz"

Bonn, 13. März. (upi) Die Bundesregierung hat sich „voll und ganz" hinter die Entscheidung der deutschen Mannschaftsführung gestellt, bei den Eishockey-Weltmeisterschaften in Genf nicht gegen eine Mannschaft der Sowjetzone anzutreten. Bundespressechef von Eckardt sagte, die Entscheidung stimme völlig mit der Besprechung zwischen Außenminister von Brentano und Sportbund-Präsident Daume vom 8. März überein, deren Ziel es gewesen sei, zu verhindern, daß internationale Sportveranstaltungen für die Politik der Spaltung Deutschlands mißbraucht werden.

Das schrieb die Düsseldorfer Zeitung „Der Mittag" am 14. März 1961 nach dem Skandal von Genf, wo die westdeutsche Eishockeymannschaft zum fälligen WM-Spiel gegen die DDR nicht antrat. Es entlarvt ein weiteres Mal den Pokerspieler Daume, Bonns Handlanger im IOC.

richten (10. Dezember 1962): „Wir haben uns geeinigt. Das Gespräch verlief überraschend glatt, und wahrscheinlich brauchen wir nicht mehr zusammenzukommen", hatte Willi Daume nach der Sitzung hinter verschlossenen Türen gesagt. Daume meinte weiter, daß die Bildung getrennter Mannschaften angesichts der innerdeutschen Schwierigkeiten die einzige Möglichkeit gewesen sei. „Auf diesem Weg tun wir dem olympischen Geist einen besseren Dienst", sagte der NOK-Präsident. Im Grunde sei diese Lösung kaum etwas anderes als die Legalisierung eines bestehenden Zustandes.

Daume erklärte in Lausanne vor Pressevertretern: „Das ist die beste Lösung. Auf diese Weise kann die Olympiade durch keinerlei politische Ereignisse mehr gestört werden. Die Sportwelt hat überdies offensichtlich langsam genug von dem ost-west-deutschen Sportstreit. Stellen Sie sich vor, wir hätten uns wirklich hier auf eine gesamtdeutsche Vertretung einigen können. Dann kommt es vielleicht morgen oder übermorgen zu einem separaten Friedensvertrag, und was machen wir dann mit unserer gesamtdeutschen Equipe?"

Daume meinte, es wäre überdies eine den Athleten kaum zumutbare Belastung gewesen, vor den Spielen für die Ausscheidungen quasi eine Vorolympiade durchmachen zu müssen. Für Tokio kommen nur Leute in Spitzenform in Betracht. Diese Formspitze müßte bereits für die Ausscheidungen erreicht und dann noch bis Tokio durchgehalten werden. Eine derart nervliche und körperliche Belastung wäre einfach zu groß.

Und nun – zum Vergleich – das „Spandauer Volksblatt" vom 15. Januar 1963: „Willi Daume: Lausanner Vorschläge waren von vornherein unannehmbar. Der IOC-Präsident hat dem NOK der Bundesrepublik die Entscheidung überlassen, ob es getrennte Mannschaften mit jeweils eigenen protokollarischen Mannschaften haben will, was zur Folge hätte, daß die Sowjetzone als vollwertiges Mitglied anerkannt würde. Diese Möglichkeit ist für uns selbstverständlich undiskutierbar."

Zwischen beiden Äußerungen lagen nicht mehr als fünfunddreißig Tage, ein Weihnachtsfest und ein Jahreswechsel.

Pardon, dazwischen lagen auch noch diese beiden Erklärungen:

Bundesminister Lemmer: „Nach den überaus ermutigenden Erfahrungen mit einer gesamtdeutschen Mannschaft bei den letzten Olympischen Spielen kann man überhaupt kein Verständnis dafür aufbringen, wenn das Internationale Olympische Komitee, das sich in den vergangenen Jahren immer sehr konstant verhalten hat, jetzt glaubt, an eine politische Fiktion Konzessionen machen zu müssen."

Presseschef der Bonner Regierung von Haase: „Das Bundeskabinett wird sich mit dieser Frage befassen müssen."

Ich verzichte darauf, die vielen guten Gründe zu wiederholen, die Daume in Lausanne für die neue Regelung begeistert hatten. Daß er all die Gründe in fünfunddreißig Tagen vergaß, beweist nur, daß der unselige Bonner Anspruch auf Alleinvertretung, diese besonders gefährliche Spielart des Revanchismus, sich einmal mehr behauptet hatte. Das IOC-Mitglied Daume, gewählt als Botschafter des IOC für die Bundesrepublik, hatte sich abermals als Botschafter der Bonner Regierung im IOC bewährt!

„Was sich hinter den Kulissen abgespielt hat, um die verblüffende Wandlung der Standpunkte in dem Zeitraum zwischen der Lausanner Zusammenkunft des IOC-Kanzlers Otto Mayer und Mohamed Taher Pascha, des Europabeauftragten von IOC-Präsidenten Brundage, mit den beiden deutschen NOK zu bewirken, wir wissen es nicht. Es läßt sich nur ahnen." So der Hamburger „Sport" in seiner Ausgabe vom 21. Januar 1963. Und weiter: „Der IOC-Kanzler hat von überraschender Schwenkung Willi Daumes in dieser Frage gesprochen. Darin steckt ein Vorwurf, den Daume nicht mit dem Hinweis entkräften kann, er sei bei der Lausanner Begegnung mit dem NOK Ost zum Pokerspiel genötigt worden. Es ist nicht gut, im Sport mit verdeckten Karten zu spielen! Was dabei herauskommen kann, ist Mißtrauen und Uneinigkeit im eigenen westlichen Lager. Die internationale Sport-Korrespondenz Stuttgart hat mit IOC-Kanzler Otto Mayer gesprochen und Erstaunliches in Erfahrung gebracht. Sagte Mayer: ‚Ich bin mehr als überrascht, daß sich Herr Daume so geändert hat. Er war damals mit dem Kompromißvorschlag ganz einverstanden und machte nur zur Bedingung, daß sich sein NOK am 12. Januar in Frankfurt anschließt. Ja, der Vorschlag geht sogar auf Herrn Daume selbst zurück. Er unterbreitete ihn mir am 9. Dezember während der Verhandlungspause 10 Uhr vormittags. Daraufhin bat ich in der Mittagspause meinen Bruder Albert Mayer, den Schweizer IOC-Delegierten, die Kompromißlösung mit zwei deutschen Mannschaften auszuarbeiten, die dann bei der Nachmittagsbesprechung bekanntgegeben wurde. Ich komme sonst mit Herrn Daume sehr gut aus, aber diese Schwenkung kann ich nicht verstehen. Man kann doch nicht heute so und morgen so denken. Ich weiß nicht, ob auf den westdeutschen NOK-Präsidenten von irgendeiner Seite ein Druck ausgeübt worden ist.'

Daran ist kaum noch zu zweifeln: es ist Druck auf Daume ausgeübt worden! Zum erstenmal hat DSB-Präsident und IOC-Mitglied Willi Daume solchem Druck nachgegeben."

Die Hamburger Sportzeitung, die hier zitiert wurde, ist über jeden Zweifel erhaben, jemals die Partei der DDR ergriffen zu haben, aber selbst den Kommentatoren dieses Blattes schien dieses Pokerspiel eher einer Partie „Schwarzer Peter" zu gleichen.

Der Reporter der „Frankfurter Rundschau" aber meldete von der Pressekonferenz, die Daume kaltblütig nach seiner Kehrtwendung gab: „‚Das Ganze ist doch nur ein Pokerspiel, meine Herren!' Mit diesem Ausruf schüttelte der erste Sportler der Bundesrepublik, Willi Daume, die schwierige Frage eines Journalisten von sich ab."

In diesem Augenblick, da er sich sicher wähnte, eine Pokerrunde gewonnen zu haben, hielt er bereits die Karten eines verlorenen Spiels in der Hand.

Am 6. Februar 1963 war es in Lausanne zu neuen Verhandlungen zwischen beiden deutschen NOK gekommen. Nach zwei Stunden informierte Avery Brundage die Journalisten: „Man hat sich geeinigt, die gemeinsame deutsche Olympiamannschaft nach den gleichen Prinzipien wie 1957 und 1960 zu bilden."

Willi Daume mochte in diesem Augenblick an manches nicht erinnert werden – auch nicht an die neun Punkte, die er fünf Monate vorher lauthals „unabdingbar" genannt hatte und von denen nicht ein einziges Komma übriggeblieben war . . .

Schluß folgt

Tatsachenbericht Mitte Juni als Broschüre

Der zb-Tatsachenbericht „Olympia und die Deutschen" wird von der Gesellschaft zur Förderung des Olympischen Gedankens in der DDR als Broschüre herausgegeben. Sie erscheint etwa Mitte Juni. Der Preis von 3 Mark wird dem Fonds für die Ausrüstung der DDR-Olympiamannschaft zugeführt. Interessenten richten ihre Bestellungen bitte an:

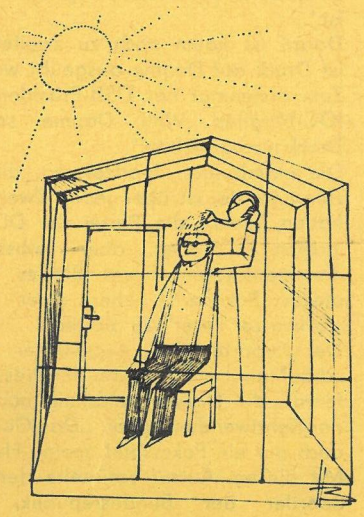
Gesellschaft zur Förderung des Olympischen Gedankens in der DDR, 104 Berlin, Luisenstraße 33–34.

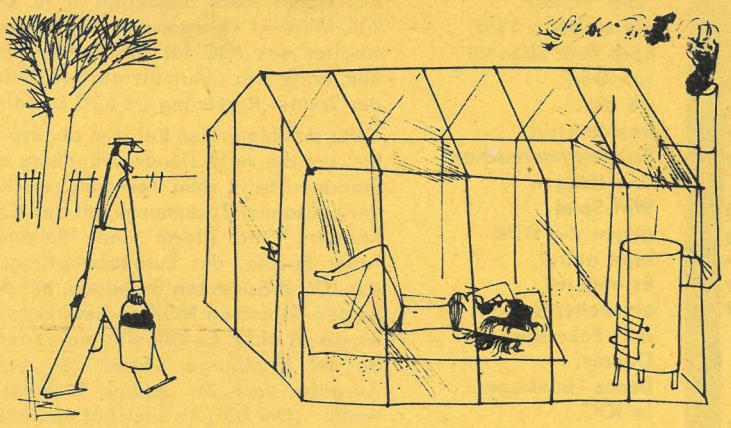
. . . und was dazwischenliegt – filmen

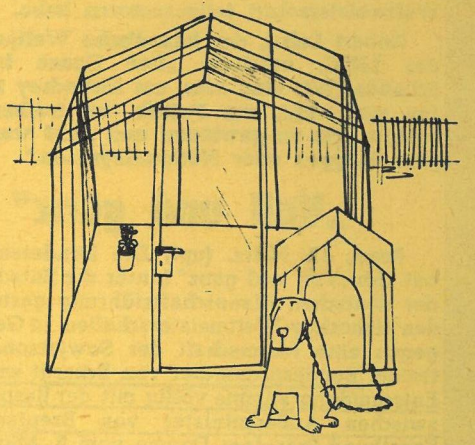
DEWAG Berlin 68

. . . denn Filme sind Erinnerungen in lebendigen Bildern. Filmen heißt, ein Stück Lebensfreude einfangen.
Jetzt mit der Supra-Kamera und dem Super-Film.
Diese neuen Schmalfilmkameras bieten auf dem Doppel-Super-8-Film 50 Prozent mehr Bildfläche. Das bedeutet: bessere Bildgestaltung, höhere Brillanz und sicheren Erfolg.
Lassen Sie sich die neuen Schmalfilmkameras
Admira Supra 8 G 0
Admira Supra 8 G 1
Admira Supra 8 G 2
sowie den Schmalfilmprojektor AM 8 Super einmal unverbindlich vorführen. Der Fachhandel erwartet Ihren Besuch.

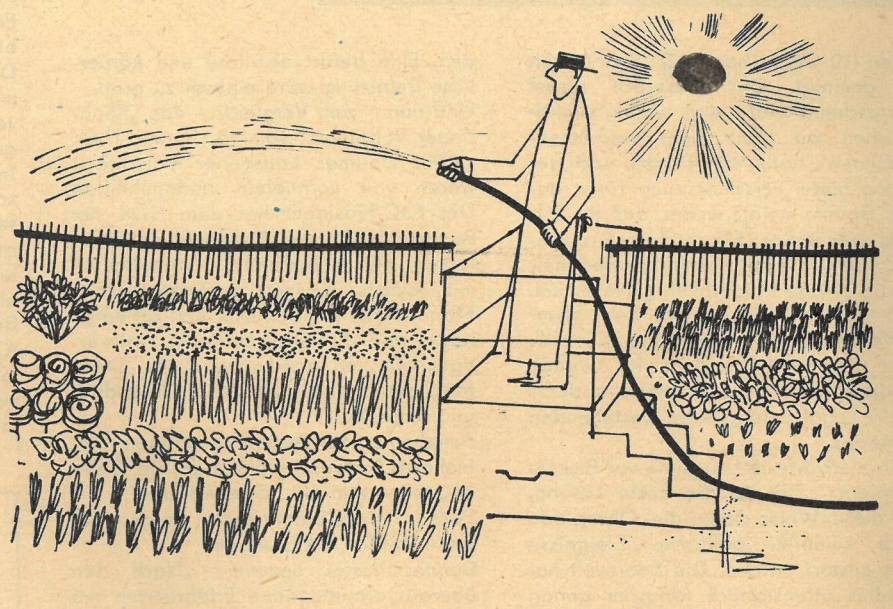
Erinnerungen sind eine SCHMALFILMKAMERA wert

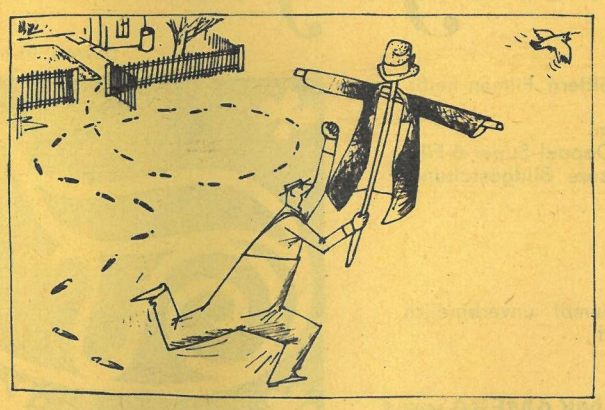
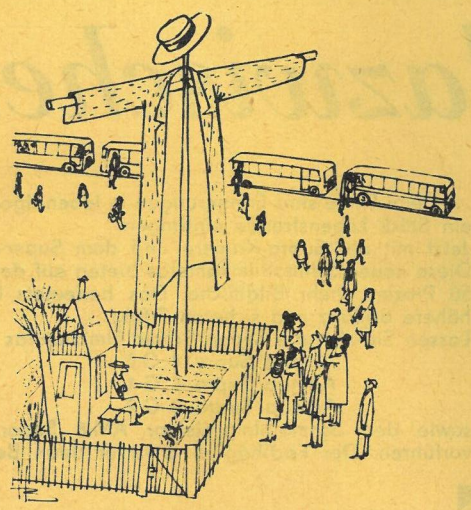
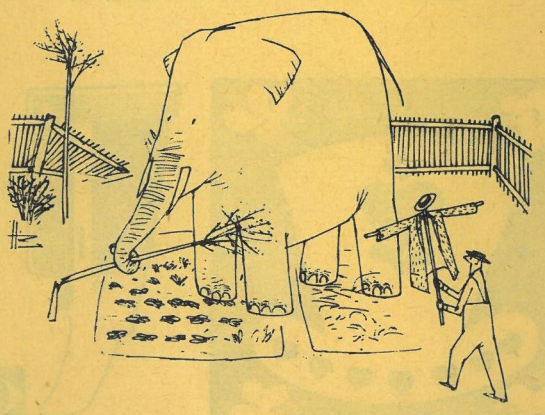






HENRY BÜTTNER



FRÜHLINGS-GEFÜHLE

„So – und nun den Rechen 3b!"